

Auf der Eisbahn.

Von Julius Lohmeyer. Zu einer Silhouette von Carl Fröhlich.

„Papa, gewiß, es wird nicht gehn!
 Ich kann nicht auf den Schlittschuh
 stehn.
 Laß mich nicht los, sonst fall' ich um!“
 „Ach, Maxel, stell' dich nicht so dumm!
 Siehst du, es geht. Laß los, mein
 Sohn!
 Versuch' es nur, es macht sich schon.“
 „Nein, nein, ich purzle um, Papa!“
 „Nur immer fort! Ich folg' dir ja.
 Sieh nur, dort steht des Nachbars
 Klaus,

Er wagt's und thut den ersten Schritt—
 Der Spizel springt vor Freude mit.
 Ganz stolz blickt Maxel um sich her
 Und denkt: das Ding ist nicht so schwer.
 Und drüben, wo die Fichte steht,
 Da kommen Amtmanns Buben, seht!
 Auch Pastors Aennchen ist dabei;
 Zusammen gleiten alle Drei
 So keck und sicher auf der Bahn,
 Daß alle staunten, die sie sahn.
 Jetzt schwenken sie zu Max heran;
 Da will er zeigen, was er kann.

Da kommen links vom Walde, schaut,
 Der junge Graf und seine Braut;
 Im Schlittentuhle fahren sie
 Die niedliche Comtesse Marie,
 Die Kleine mit den Aenglein klar,
 Die aller Kinder Liebling war.
 Vor allen wollte Max allein
 Stets ihr getreuer Ritter sein.
 Er sieht sie nah und denkt bei sich:
 Nun paßt mal auf, nun zeig' ich mich!
 Denn keck und übermützig war
 Er schon geworden offenbar.



Und auch die Gretel lacht dich aus.
 Sie sagt's wohl in der Schule gar,
 Was für ein Haß' der Maxel war!“
 Und richtig, Cantors Gretel kam.
 Der Maxel ward ganz roth vor Scham.
 „Ein Haße? Nein, auf keinen Fall.“
 Da hebt auch schon der Fritz den
 Ball
 Und ruft ihm zu: „Jetzt Maxel lauf,
 Sonst brenn' ich dir den Schneeball
 auf.“
 Das war zu viel! Der Maxel rafft
 Zusammen jetzt die ganze Kraft,
 Faßt festen Muth und denkt bei sich:
 Was Gretel kann, das kann auch ich.

Keck holt er aus. Die Gretel reicht
 Ihm nun die Hand; es geht ganz
 leicht.
 Jetzt wagt er einen Schleifer schon!
 Der Vater ruft: „Brav, Brav, mein
 Sohn!“
 Der Fritz wiegt erstaunt das Haupt,
 Das hätt' er nicht vom Max geglaubt;
 Und Erich, der so gerne neckt,
 Zieht gar die Mütze voll Respect.
 Das Gretel jauchzt vor lauter Lust,
 Und stolzer Muth schwellt Maxels
 Brust.
 Jetzt wagt er einen Bogen gar —
 Hell jubelt auf die Kinderjhaar.

Und eben als der Schlitten kam,
 Er eine kühne Wendung nahm,
 Fuhr grade auf den Schlitten los
 Und fiel Mariechen auf den Schoos.
 Die hält den Maxel fest im Arm
 Und ruft dem Grafen: „Fahr' doch zu!“
 So sehr sich unser Max auch wehrt,
 Davon mit ihm der Schlitten fährt,
 Und alle folgen hinterdrein
 Mit Jubelruf und Hurrahschrein.
 So im Triumph in wildem Saus
 Fuhr ihn der Graf bis vor sein Haus.
 Das war, von ganz besondrer Art,
 Des Maxels erste Schlittschuh-
 fahrt.

Vom guten Hausgeist.

Märchen von J. Ludwig.

Mit Original-Zeichnungen von Paul Thumann.



Er war ein winzig kleines Männchen, der gute Hausgeist, und wohnte in einem alten, uralten Schranke, der der Großmutter gehörte. Die war auch schon alt und hatte ihn von ihrer Mutter und diese von der ihrigen geerbt, so daß man nicht mehr wußte, wie lange er schon in der Familie war. Der gute Hausgeist wußte es gewiß, doch der war unsichtbar und sprach mit Niemand. Dafür vernahm er Alles, was geschah. Denn in der Stube pflegten sich die Eltern, die Kinder und Befreundeten des Hauses um die gute Großmutter zu versammeln. Wie sie der Mittelpunkt des kleinen Kreises war, so war ihr Zimmer der des ganzen Hauses. Hier lebte sie in ihrer eignen Welt; der Hausrath stammte aus dem vorigen Jahrhundert, aber das hochgebeinte Kanapee, die ausgeschweifte riesige Kommode, die steifen Stühle mit den hohen Lehnen, sie waren Neulinge dem Schranke gegenüber, der ehrwürdig wie ein Patriarch der Vorzeit über seine auch schon alten Enkelkinder ragte.

Der Schrank war ein Meisterstück aus jener Zeit, wo noch Kunst und Handwerk mit einander gingen, und er war gewiß einmal das erste Schmuck- und Schaustück in der Prunkstube gewesen. Noch jetzt ergösten sich die Kinder an dem reichen Schnitzwerke, den Ackerresten einstiger Vergoldung und den blinkenden Metallverzierungen der Handhaben und Schlösser. Das Holz war hart und dunkelbraun geworden, und zeigte wunderbar gedrehte Schnörkel, um die sich zierlich Blatt- und Blumenwerk herumwand, dazwischen fabelhafte Ungeheuer, Drachen und Vögel, seltsam anzuschauen, und Engelsköpfechen, welche in vergoldete Rosetten bliesen, so eifrig, daß man hätte meinen können sie zu hören. Die Kinder wurden gar nicht satt, das alles zu bestaunen; sie entdeckten täglich neue Wunderdinge zu den alten, und all die hundert Märchen und Geschichten, die die Großmutter erzählte, gingen da immer wie leibhaftig vor ihren Augen vor. An den Seiten des Schrankes liefen mächtige gedrehte Säulen in die Höhe, die in reich verzierten Knäufen endeten, auf denen wieder blaue Messingkugeln saßen; man konnte sich in diesen letzteren beschauen wie in Spiegeln, wenn man sich auf dem Stuhle auf die Beine stellte. Als Aufsatz trug der Schrank einen

goldnen Vogel Greif, der ihn mit ausgespannten Flügeln gleichsam hütete wie einen Schatz, und unten ruhte er auf vier metallenen Löwenfüßen so schwer und wuchtig, daß ihn zwei Männer nicht von seiner Stelle rücken konnten.

Er stand da, richtig wie ein Haus im Kleinen, und für den Miethsmann, welcher darin hauste, war's sogar ein großes von vielen Stockwerken mit Säulenvorsprung, Erkern und Altanen. Mancher reiche Mann wohnt nicht so prächtig, wie der gute Hausgeist in dem Schranke wohnte. Es gab da eine Menge Schiebläden und Fächer, das waren ganze Zimmerreihen für den Kleinen; auch war ein tiefer und gewölbter Raum im Pulte, das war die Ritter-, Turn-, und Sängerkammer seiner Burg. Hier konnte er sich gut Bewegung machen, oder auf dem Rande des großen Tintenfassens sitzend mit demselben von den alten Zeiten sprechen, oder sich von den jungen naseweisen Gänsefedern — sie waren vor drei Jahren erst erneuert worden — die Neuigkeiten von jenem letzten Gänsemarkt erzählen lassen, auf welchem sie den ersten und — letzten Blick in die große Welt gethan.

Auch an anderer Unterhaltung war kein Mangel: tief unten im Archiv — so nannte er den untersten der Kästen — lagen Briefe aus dem vorigen Jahrhundert, anmuthig wohlgelesene Liebesbriefe des Urgroßvaters an die Urgroßmutter voll zärtlichen Respekts und voll von Redebäumen — der Kleine spürte ihren süßen Duft noch jetzt. Zwei Stufen höher war die „Bildergalerie“; da gab es Medaillons von allen Größen mit Miniaturportraits in Wasserfarben oder in Pastell gemalt, Damen mit thurm hohen gepuderten Toupees über mitunter wunderlieblichen Gesichtchen, Herren in majestätischen Perrücken mit Doppelfinn und würdevoller Haltung — er hatte sie alle einst gut gekannt, und mancher heiteren Erinnerung gesellte sich ein Zug gar tiefer Wehmuth, wenn er ihrer dachte, die gekommen und gegangen waren, wie Blätter an dem großen Baume des Lebens, und von denen nichts mehr übrig war als ihre Bilder. Dann hörte man ein leises, leises Senfzen aus dem Schranke, doch das fiel Niemand auf, in alten Möbeln ächzt es ja zuweilen. Der Kleine aber ging mit Geisterritten treppauf, treppab in seinem großen Hause, bis er zur „Schatzkammer“

der alten Frau gelangte; da zählte er die alten harten Kronenthaler — Papiergeld hatte sie niemals leiden mögen —, die sie mühselig für die Enkel sparte. Das ging kling ling im Schranke. „Horch! sagte dann wohl Maxel, der der Kleinste war, sein Fingerchen an's stumpfe Näschen legend; Großmutter lachte — war er doch ihr Liebling! — und auch im Schranke kicherte es heimlich: „Wenn sie wüßte — wenn sie wüßte! — Doch:

„Was man nicht weiß,
Nacht einem nicht beiß“ —

sang der Hausgeist lustig vor sich hin; das lautete, als wenn ein Grillchen sänge, und heisa! war er nebenan in seinem „Raritätenkabinet“. Das war das Fach, in dem verblichne Kosabänder, verwelkte Hochzeits- und Gevattersträußchen und allerlei verwunderliche Dinge durcheinander lagen, in denen



nur noch er und die Großmutter Bescheid wußte: Haarlocken, die von jungen schönen Frauen, Schnupftabaksdosen, die von alten Plauderbäsen, und kleine, winzig kleine Seidenschuhe, die vom frühverstorbenen süßen Kind erzählten — feine Elfenbein- und Glasfigürchen, an deren jedes sich Geschichten knüpfen, Geschichten, wie man sie heutzutage gar nicht mehr erlebt —; Korallenketten, Perlen, bunte Steine in altmodisch schwerer Fassung, die einst den Neid der Freundinnen erregten und jetzt die junge Frau vom Hause lächeln machten. Den Kindern war dies Fach ein Heiligthum, es wurde nur an hohen Festtagen geöffnet und war ihnen dann wie ein Blick in eine fremde Welt, den sie da thaten, und von der sie manche Nacht noch weiterträumten. Es überkam sie ein fast feierliches Denken und Empfinden vom Hauch

und Geist der guten alten Zeit, wie die Großmutter die Tage ihrer Jugend und die Tage nannte, die vor diesen waren.

Sie wußten freilich nicht, wer wie ein Hüter dieser guten alten Zeit, gleichsam ein Stück von dieser selbst, im Schranke wohnte. Selbst die Großmutter hatte keine Ahnung von dem stillen Miethsmann; besaß er doch sein eigenes ganz verborgenes Stübchen, in das er flüchtete, sobald sie an den Schrank trat um zu kramen. Das Geheimfach war ihr wohl bekannt, obgleich sie nichts Geheimen zu verbergen hatte, die gute alte Frau; daß es aber dicht dahinter noch ein zweites, ein ganz geheimes, gab, das wußte seit mehr denn hundert Jahren nur der Hausgeist. Es war in wilder Kriegeszeit gewesen, als ein Vorfahr der Familie, von einem jähen Tod ergriffen, plötzlich starb. Er hatte seine besten Schätze vor den Plünderern und Marodeuren in jenes Fach geborgen und um der bessern Sicherheit willen selbst den eignen Kindern nichts davon gesagt. Als es nun so schnell zum Sterben kam und er schon nichts mehr reden konnte, deutete er mit der schon halb erstarrten Hand von seinem Herzen immer nach dem Schranke. Das verstanden die guten Kinder so, als ob er sagen wollte: haltet den in Ehren, wie er mir werth gewesen ist mein Leben lang.

Sie thaten es nach ihrem besten Wissen, lehrten auch ihre Kinder und Kindeskinde also thun, und so geschah es, daß der Schrank je mehr und mehr als eine Art von heiligem Vermächtniß angesehen wurde und daß sich nach und nach der Glaube bildete, als ob er das Familienglück bewahre. In Wahrheit sah er immer frohe und zufriedene Menschen um sich her; das machte aber mehr der gute Geist des Hauses, der im Schranke wohnte, als dieser selbst. Aus guten Kindern wurden immer wieder gute Eltern, und der Vorfahr hätte damals ruhig sterben können, denn auch der Wohlstand mehrte sich im Hause. Im Geheimfache lagen oft die werthvollsten Dokumente, Geld und Geldeswerth, in dem geheimsten aber saß der Kleine und hatte sich sein Zimmer hergerichtet, so reich und prächtig, wie seit König Midas weder Könige noch Kaiser wohnten. Alles war Gold, worauf er saß und lag, der Boden war damit gepflastert und belegt, Wand und Decke, Alles glänzte golden; dazwischen funkelten Juwelen und Kleinodien von unschätzbarem Werthe durch die vom Alter dünn gewordenen Hüllen, ein alter längst vergessener Familienschmuck, den man zu seiner Zeit vom wilden Kriegsvolk gestohlen glaubte. Hier saß der Unsichtbare wie ein Wächter über seinen Schätzen, vor jeder Störung, jeder Ueberraschung sicher. Denn

das Schloß war niemals mehr geöffnet worden, seit man den Ahnherrn mit einem goldnen Schlüsselchen auf seiner Brust begraben hatte, ohne Ahnung, zu welchem goldnen Schloß der Schlüssel paßte.

In diesem Allerheiligsten in seinem Reiche war dem Geist am wohlsten; es lag da, wo die Rücken- und die Seitenwand des Schrankes zusammenstießen. Da derselbe mit der Ecke freistand, konnte der kleine Hausgeist Alles, was im Zimmer vorging, durch einen kleinen, kleinen Spalt in eben dieser Ecke sehen und vernehmen. Das war sein Ausguck und sein Zug-in's-Land, da sah er oft den Feuerschein im Ofen, die Großmutter ihr Maxel auf dem Schooße, das blonde Fränzchen und den wilden Otto, der dann ganz zahm zu ihren Füßen saß, wenn Großmutter erzählte, was sie wußte. Auch eine schöne Frau ging ab und zu, das war die Mutter der drei hübschen Kinder, und täglich einmal kam der Herr des Hauses, ein schon gereifter Mann mit milden Zügen, um der Großmutter die Hand zu küssen und sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Es war ihr Sohn, ihr einziger, ihr lieber, und man merkte wohl, wie er sie ehrte. Der Hausgeist sah den Beiden in die Herzen; auch in den Kinderherzen wußte er Bescheid; am fremdesten war ihm die Schwiegertochter, die war aus einem großen, reichen Hause, doch war sie gut, das wußte er gewiß.

Er hörte, wie sie mit der alten Frau so lieblich sprach: sie sollte nicht mehr stricken, auch nicht flicken, das lohne nicht mehr bei den neuen Stoffen, die man so billig kauft; das Stricken aber greife gar die Nerven an, auch gebe es dafür jetzt Strickmaschinen, die stricken ohne Mühe hundert Strümpfe, bevor sie einen bis zum Ende brächte. Da seufzte wohl die Großmutter ganz leise, sie wußte nicht warum; der gute Hausgeist aber wußte es, und Nachts, wenn er im Hause die gewohnte Runde machte, sah er mit ganz besonderem Fleiß nach den gewebten Strümpfen. Wo er ein Loch fand, riß er es noch tiefer, und wenn der Hausherr am andern Tage die Großmutter um ein Paar von ihren selbstgestrickten Strümpfen bat, wie freute sich der Kleine mit der Greisin, daß ihre Arbeit, die sie so geruht hat, zu Ehren kam! Ja, Nachts, wenn Alles schlief, dann schaffte der gute Hausgeist, dann machte er so Manches wieder gut, was der Tag versehen hatte, wie es die guten Geister vor Alters trieben. Da lief er leisen Fußes auf und ab, vom Speicher bis zum Keller, durch die bewohnten und durch die unbewohnten Räume; Verlegtes brachte er auf seinen Platz zurück und räumte fort, was Anstoß geben konnte; er segte den Staub von Decke und von Diele, durch-

sah die Briefe und die Rechnungen, und fand sich irgendwo der kleinste Fehler, da wußte er's gewiß zu machen, daß es stimmen mußte. Er hütete die Kindlein in den Betten und den Erwachsenen gab er warnende und gute Träume, daß, wenn am Tage nur ein einziges unschönes Wort gefallen war, die Liebesonne am nächsten Morgen noch um eins so herrlich über diesem Hause aufging.

So war es seit Menschengedenken in der Familie gewesen, und so war es heute noch — so lang der gute Hausgeist seines Amtes waltete; — ach, daß es immer so geblieben wäre! Doch kamen manche Zeichen, daß es anders wurde. Wer es nicht verstand, der meinte, daß es nur noch schöner würde; allein die Großmutter wuschte immer häufiger an ihrer Brille, und im Schranke ächzte es je mehr und mehr. „Er wird wohl nächstens auseinander fallen“ — meinte die schöne junge Frau, indem sie öfters ganz bedenklich an dem alten Möbelstücke in die Höhe sah. Auch im Hause selbst erschien ihr Vieles banfällig und für die neue Zeit nicht mehr zu brauchen; es wurde nun daran geändert und gebaut, von außen und von innen, es wurde Alles feiner, eleganter; man lobte den Geschmack der jungen Frau, und wie die Zimmer und die Säle sich erweiterten, die Fenster und die Thüren größer wurden, so wurden aus den hübschen kleinen Freundesfesten, welche man bis jetzt gegeben, große Soireen und wie die vornehmen Abendessen, die tanzenden Thee's, die musikalischen Frühstücke und so weiter heißen. Der Hausgeist konnte nämlich nicht französisch, und die alte gute Großmutter auch nicht, so halfen sie sich mit der deutschen Uebersetzung, so gut es ging, und schüttelten nur still für sich die Köpfe. Das Eine folgte aus dem Anderen: es waren gute Zeiten im Geschäfte, der Hausherr ließ die junge Frau gewähren, und aus dem alten schlichten Kaufmannshause war im Handumdrehen ein Pracht- und Wunderbau geworden mit Wasser-, Gas- und Telegraphen-Leitung, mit Treppen- und mit Speise-Aufzug ohne jegliches Geräusch, und allen möglichen mechanischen und sonstigen Bequemlichkeiten unsrer Zeit, die Menschenkraft und Zeit ersparen sollen. Es nahm die gute alte Frau nur Wunder, daß trotzdem mehr Bedienung nöthig wurde und Niemand mehr zum richtigen Behagen kam. Der Geist der Neuerung durchhauchte alle Räume mit einem sie befremdenden Gefühle, und nur ihr eignes Zimmer war bis jetzt davon verschont geblieben.

„Zieht er auch hier herein, dann — zieh' ich aus“ — sagte der Hausgeist eines Tages in vollem Aerger zu dem alten Tintenfasse, das um so bereiter

war ihm Recht zu geben, als die Rede ging, daß Großmutter ein neues, besseres Schreibzeug haben müsse. Kaum vernahmen das die Gänsefedern, als sie wild durch einander schnatterten und klagten, in heller Angst vor ihren stählernen Kolleginnen, die sie alsdann gewiß verdrängen würden, wie sie wohl nicht so ganz mit Unrecht meinten. Das verdroß das alte Petschaft der Familie. „Schweigt!“ rief es durch den Wirrwar, „laßt mich reden. An hundert Jahre hab ich treu gedient und jeden Brief hab' ich erst nachdrücklich besiegeln müssen, sonst war's kein Brief, war keine Art dabei, — jetzt braucht mich selbst die alte Frau nicht mehr — da seht! da liegen solch' neumodische Couverts mit ihren schon zurecht gemachten Gummirändern — man braucht nur mit der Zunge — psui! wenn ich mir die schönen Damen denke, die mich so zierlich in das Wachs eindrückten — o heute noch möcht' ich ihre Händchen küssen.“ — Das alte Herrlein fiel in heftigster Erregung von dem Rand des Schreibzeugs an den Boden; der dumpfe Klang erschreckte die schöne junge Frau, die eben auf Besuch im Zimmer war. Hastig fuhr sie von ihrem Sitze in die Höhe: „Ach, Mütterchen! da kracht der Schrank schon wieder! O diese widerwärtig alten Möbel! Und wie Ihr Kanapee so hart ist!“ klagte sie. „Gewiß! hier müssen Stahlfedern gesprungen sein — Sie könnten sich daran verletzen, Mütterchen! Nein! nein! das Stück muß fort zum Repariren.“ —

So kam das Kanapee zum „Repariren“; an seine Stelle kam ein neues Sopha mit seinem Plüschbezug und einem Sitze, so weich und so elastisch, daß man von selber wieder in die Höhe schnellte, wenn man sich eben darauf niederließ. Großmutter streichelte den weichen Stoff, doch saß sie nie darin, wenn sie allein war; auch den Kindern wehrte sie es zu besteigen, es sei zu schön dazu. „Ei was! dein altes war viel schöner“ — sagte Otto — „so eine gute Reitbahn für uns alle.“ Großmutter lachte; bald aber lachte sie nicht mehr, denn auch die Stühle kamen an die Reihe — die Stühle, mit denen sich die Kinder solch hübsche Häuschen und Verstecke bauten, sie paßten freilich schlecht zum neuen Sopha. Großmutter konnte nichts dagegen sagen, daß man sie durch kleine, sehr bequeme Sesseln von dem nämlichen Bezug ersetzte, doch that es ihr schier weh, daß sie nun auch das Häuserbauen und das Versteckspiel ihren Enkeln wehren mußte. „Wo soll man denn noch spielen dürfen?“ grollte Otto, und Maxel sagte: „Horch! Schrank da, der zankt.“ —

Gewiß! im Schranke war ein ähnlich unzu-

friedener Geist, wie in den Kindern; dem kleinen Unsichtbaren ahnte Schlimmes, was noch kommen werde, und richtig! eines trüben Morgens sah er, wie man der Bitten Fränzchens ungeachtet die schwere bauchige Kommode auf den Vorplatz schleifte, um Raum für ein modernes zierliches Geräth zu schaffen, das mit dem Sopha und den Sesseln besser „stimmte“, wie die Mama ihr Töchterchen belehrte. Der Hausgeist zog sich gleichfalls seinen Nutzen aus der Lehre, er wußte, daß nun auch der alte Schrank am längsten hier gestanden haben würde. Großmutter wußt' es auch; ihr Geburtstag rückte in die



Nähe, und sie hatte es aus mancher Andeutung geschlossen, wельch neue Ueberraschung ihr bereitet wurde. Mit Thränen in den Augen räumte sie den Schrank, sie fühlte selbst, er konnte nicht mehr bleiben, das Zimmer war so neu und schön geworden, so leicht und fein und modisch Alles rings umher — dagegen nahm er sich gar plump und unschön aus.

Und so geschah es: als sie am Geburtstagsmorgen, geführt von ihren Enkeln, in das Zimmer trat, da lachte ihr dasselbe, trotzdem es Winter war, im reichsten Blumenschmuck entgegen, kostbare Teppiche bedeckten rings den Boden und statt des alten Schrankes stand ein neuer eleganter Schreibtisch aus feinstem Holze da mit eingelegter Arbeit, so reich und glänzend, daß sich keine Fürstin desselben hätte schämen dürfen. Großmutter aber, wie sie auch bestrebt war, die Freude ihrer Schwiegertochter nicht zu stören, sie konnte sich nicht freuen, wie sie wollte.

Das Zimmer war zu einer Brunkstube geworden, aber es war ihr altes trautes Heim nicht mehr. Ihr Sohn bemerkte ihre Traurigkeit, er schüttelte den Kopf und sah beim Essen oft nach seiner Frau hinüber, die heute im Glanze einer inneren Befriedigung förmlich strahlte. Sie hatte nun ihr ganzes Haus erneuert, da war nichts Altes mehr, bis auf die alte Frau — die sie bei alledem so herzlich liebte. Dem Manne gingen aber doch die Augen auf; nach Tische, als die Großmutter ihr Schälchen hielt, hatten die Gatten eine ernste Unterredung mit einander. Er machte ihr die ersten Vorwürfe in ihrer Ehe, und da ihr dieser Ton ein neuer war, antwortete sie gereizt und heftig, was sie ebenfalls noch nie gethan.

Am Abend gab es eine glänzende Gesellschaft, der Großmutter zu Ehren, die lieber in ihr stilles Zimmerchen gegangen wäre — wenn sie ein solches noch besessen hätte. Gepuzte Menschen wogten hin und wider und der neue Schreibtisch wurde sehr bewundert — doch lag es wie ein Druck des Unbehagens über Allen. Der Hausherr war gegen seine sonstige Gewohnheit ernst und schweigsam, und selbst die junge Frau schien nicht so glücklich, als man es nach dem Glanze hätte schließen müssen, welcher sie umgab. Es kam zu keinem Worte der Versöhnung zwischen Beiden, und als sie spät an diesem Tag entschliefen, da mahnte sie kein guter Geist im Traume, wie es wohl sonst in einem solchen Falle geschehen war. Sie hatten die Sonne über ihrem Borne untergehen lassen, und so kam es, daß sie ihnen am nächsten Morgen zum ersten Male nicht als Liebesonne aufging. Der gute Geist des Hauses hatte sie verlassen.

Er war bei Nacht und Nebel, daß es Keiner merkte, mitsammt dem alten Schranke fortgetragen worden — durch Markt und Straßen, über Stock und Stein. In seinem Stübchen ging's kopfüber und kopfunter, wenn die Träger einen Fehltritt thaten oder gar an einen Eckstein stießen. Ein Glück, daß Geister nicht zerbrechlich sind, der Kleine wäre sonst von seinem eignen Schatz erschlagen worden, wie weiland König Rhamjes von Aegyptenland. Er wußte nicht, wohin die Reise ging, und als er sich am Geburtstagsmorgen der Großmutter — es war sein liebstes Fest im ganzen Jahre — aus seinem Fensterchen die Welt beschaute, fand er sich mit einem Herzweh ohne gleichen in dem Ladenwinkel eines Trödlers. Die Fensterscheiben waren dick bestaubt und das Frühlicht blinzelte trübselig auf eine Menge himten Möbelframes, meist zierliche, doch schlecht gearbeitete Geräthe, die für den alten

und soliden Schrank eine höchst unpassende Gesellschaft bildeten — Gelbschnäbel, die sich dennoch besser dünkten und ihn um seines Alters willen höhnten, besonders wenn man ihnen eine neue Politur gegeben, um ihre Schäden damit zuzudecken. Und was sie für Geschichten sich erzählten! wie sie aus den Häusern und Familien schwafelten, in denen sie für kurze Zeit gewesen und aus welchen sie hierher gewandert waren! man hätte meinen sollen, die Welt sei voller Eitelkeit und Lüge, voll falscher Ehre und voll falscher Scham. Dem guten Hausgeist wurde es ganz übel, als er vom Hochmuth hörte, welcher vor dem Falle kam, vom Reichthum, welcher sich in Armuth wandelte, von Glück und Glanz, von Schuld und von Verzweiflung — — — o wie er dann der Großmutter gedachte, der Kinder und des Hauses, welches er verlassen! Trübsinnig saß er bei den goldnen Schätzen und sann und sann, wie man es hindern könne, daß das Familien-Erbe an Fremde fiel, wenn der Schrank verkauft wurde.

Damit schien es indeß nicht sehr zu eilen; der Schrank war nicht nach dem Geschmack der Leute, die in dem Laden ihre Käufe machten. Auch stand er gar so groß und massig da, die Meisten hätten ihn in ihren kleinen Wohnungen nicht einmal stellen können. So wurde er wohl oft besichtigt, betastet und bestaunt, zum Kaufen aber kam es nicht, und oft vernahm der Kleine, wie der Trödler mit sich selber sprach und den Tag verwünschte, an dem er dieses Ungethüm erhandelt hatte, das ihm so werthlos hier den Raum verstelle. „Werthlos? ha! wenn er wüßte — wenn er wüßte“ — sicherte der Hausgeist, aber sein Lachen war kein rechtes Lachen mehr, seine Freude war nur Schadenfreude; er sehnete sich und grämte sich, wie sich nur gute Geister nach guten Menschenkindern sehnen und um sie grämen mögen.

Da, eines Tags — es war inzwischen Sommer und wieder Winter geworden — fand sich ein Liebhaber zu dem alten Schranke. Es war ein reicher Mann, nach seiner Kleidung und dem Herrischen in seiner Art zu schließen, der alterthümliches Geräth zusammenkaufte, um ein künstlich nach altem Stil gebautes Zimmer damit auszuschnücken. Der Schrank schien ihm für seinen Zweck zu passen, trotzdem begann ein Feilschen mit dem Trödler, wie es der Kleine selbst in diesen Räumen noch nicht vernommen hatte. Von hundert Thalern, die der Mann verlangte, waren sie auf fünfzig — jetzt schon auf vierzig Thaler herabgekommen, und diese waren noch dem reichen Mann zu viel. Der Hausgeist lauschte in gespanntester Erregung — nein! nein! mit diesem mochte er nicht ziehen, nicht um

Alles in der Welt — und doch, wie hätte er den Schatz verlassen können, den er bis jetzt so treu gehütet hatte? Er wünschte, daß sich die Erde aufthun und die ganze Trödelbude sammt all dem Schacherkrum hinunterschlingen möge, als sich, zwar nicht die Erde, aber die Ladenthüre weit aufthat und eine feine Mädchenstimme sagte: „Guten Morgen, lieber Herr Verkäufer!“

O gü't'ger Himmel! hat er recht gehört? Das war ja Fränzchens, seines Lieblings Stimme — fürwahr! da war sie selbst und tripp trapp kamen auch noch andre kleine Schritte den ihren durch die Thüre nachgetrippelt. „Was wollt ihr, lieben Kinder?“ frug der Tröd-

ler, ganz anders, freundlicher, als er sonst fragte. Ja! ja! das Fränzchen that es Jedem an mit seiner Sanftheit. Statt der Antwort jubelten die Kinder; sie hatten ihren alten Schrank entdeckt, den sie mit einem Freudensturm umringten: „Großmutter's Schrank! sie will ihn wieder haben“ rief Otto, indem er ihn sogleich, soweit es ihm mit seinen Armen möglich war, und wie zum Zeichen der Besitznahme umfaßte. „Schrank — wieder haben“ — lallte wie Vogelzwitschern ein kleines süßes Stimmchen hintennach. Ei,

grüß dich Gott! bist du auch dabei, mein Magel? Der Hausgeist hätte sich in seiner Freude fast verrathen, wenn Fränzchen nicht sogleich das Wort genommen hätte. „Ja, lieber Herr! wir möchten ihn gern kaufen“ — „Und wir haben auch das Geld dazu“ — rief Otto wieder, seine Sparbüchse nach Kräften schüttelnd. „Geld dazu“ wiederholte Magel, indem er auch seine paar kleinen Silberlinge klingen ließ. Fränzchen aber zählte einen Thaler nach dem andern auf den Tisch — „sieben“ sagte sie mit einem tiefen Athemzuge und sah den Händler mit ihren guten Augen bittend an: „weil morgen Großmutter's Geburtstag ist — und weil sie immer traurig ist —

und sagt, der gute Hausgeist wäre mit dem Schrank verschwunden — ach ja! das hat sie gestern erst gesagt — und ihre hübschen Märchen und Geschichten hat sie auch vergessen, seit der gute alte Schrank nicht mehr im Zimmer steht — und nicht wahr, lieber Herr, Sie geben uns den alten Schrank zurück?“

„Für sieben Thaler?“ — lachte der Verkäufer, indem er sich halb ärgerlich und halb belustigt von der kleinen Planderin wieder zu dem Fremden wandte. „Dreißig Thaler!“ sagte dieser bietend, der Händler seinerseits bestand auf fünf- und dreißig, doch war er schon im Begriffe nachzugeben, als ihn ein dump-

pfes Klopfen unterbrach. Es war der unsichtbare Schrankbewohner, der in der äußersten Entrüstung über solchen Handel an die Wände seines Kerkers pochte. Was waren hundert, ja! was waren tausend Thaler gegen diese sieben! gegen dieses Liebesopfer treuer, unschuldvoller Kinderherzen! „Horch!“ sagte Magel und nicht nur die Kinder, auch der Fremde wurde still und horchte. Mit einmal nahm er seinen Hut: „Da ist der Wurm im Holze,“ — sagte er — „danke für solche Todtenuhr in meinen Zimmern.“

— Und damit war



der seine Herr verschwunden, den verblüfften Trödler im Kreise der gleichfalls ganz verdutzt Kinder stehen lassend. Der küstete sein schäbig Sammetkäppchen und kratzte sich bedenklich in den Haaren; dann sah er nach den sieben Thalern auf dem Tische, sah in Fränzchens noch immer bittend zu ihm aufgeschlagenen Augen, schlug in Ottos dargestreckte Hände und — der Handel mit den Kindern war geschlossen. Im Schranke pickte immer noch die Todtenuhr, aber seltsam! das klang nicht dumpf und schaurig wie vorhin, das war, wie wenn sich Jemand einen muntern Marsch am Fenster trommelt, dem eben etwas gar Erfreuliches passirt ist. Gewiß, die Kinder waren kaum so glück-

lich, als es ihr guter Freund im Schranke war. — Der Trödler, gleichfalls froh, das seiner Meinung nach wurmfressige Stück Möbel loszuwerden, ließ es denselben Abend noch aus dem Hause schaffen; am andern Morgen stand es an seiner alten Stelle in Großmutter's Stube. Und welche Freude für den guten Hausgeist, als er sich nicht nur von dem hochgebeinten Kanapee, den Stühlen mit den hohen Lehnen, sondern auch von seiner alten ehrenwerthen Freundin, der Kommode, in ihrer ganzen wohlhaltenen Stattlichkeit begrüßt sah! Denn alle, alle waren wieder da und ei! was sie sich alles zu erzählen hatten nach so langer Trennung: die Stühle von dem Aufenthalt im Speicher, dessen Langerweile nur durch gelegentliche Mäusebälle und im vergangnen März durch ein Kapen-Musik-Fest unterbrochen worden war, — das Kanapee von seinen Leiden in der „Heilanstalt“ (der Schreinerwerkstatt in dem Nachbarhause), — die Kommode von der Ungemüthlichkeit des Vorjaallebens, — den Spiegeln hatte eine Kiste zum traurigsten Gefängnißraume gedient — kurz! es waren Klagen über Klagen und alle segneten das gute Fränzchen, die sie der Großmutter zur liebsten Ueberraschung wieder hier zusammen brachte. Es war gewiß ein schönes Fest der Wiedervereinigung, das die treuen Genossen so manches Menschenalters in der Frühe des Geburtstagsmorgens feierten; doch was war dies alles gegen Großmutter's Nührung und ihr helles freundiges Erstaunen, als sie ihre Enkel in die Stube führten und sie die lieben alten, trauten Möbel, vor allen aber den mit Kränzen und Guirlanden schön geschmückten alten Schrank erblickte! „Kinder, der gute Geist des Hauses ist wieder da!“ — sagte sie mit tiefergriffener Stimme und ihre Augen leuchteten prophetisch — „Das dank ich euch, ihr guten, guten Kinder!“ Damit schloß sie das eine um das andre in die Arme, die jungen Häupter küßend und sie segnend. Es war ein weihvoller Augenblick, der im Schranke den kleinen verborgnen Theilnehmer erschütterte. Der fragte sich, wo beide Eltern blieben; da hörte er, die junge Frau sei krank, der Hausherr aber trat so eben in das Zimmer.

Doch wie verändert war der gute Mann! Er brauchte sich nicht mehr so tief zu bücken, wie er sonst gethan, um der alten Frau die Hand zu küßen; sein Rücken hatte sich in diesem einen Jahr gebeugt, wie von einer schweren Last, die er getragen.

Sein Haar war grau und sein Gesicht war alt geworden, er sah fast müder aus als seine Mutter. Die Beiden saßen lange schweigend beieinander; erst als die Kinder aus dem Zimmer liefen, um ihre

Freude draußen auszubeln, sagte die alte Frau, indem sie um sich her sah: „Da ist nun Alles wieder da — Alles — bis auf Eines.“ — „Und dieses Eine?“ fragte er ganz leise — „Ist dein Vertrauen, lieber, lieber Sohn!“ Sie strich mit ihren alten zitternden Händen über seine Stirne — im nächsten Augenblicke lag er ihr zu Füßen: „O Mutter! Mutter! wirst du's tragen können? Mein junges, starkes Weib ist krank geworden — und weiß nicht Alles —“ Mit Gottes Hülfe läßt sich Alles tragen“ — sagte die alte Frau mit Kraft und Würde. Der Mann erhob sich, wunderbar ermutigt, er beichtete, wie nur ein Kind der Mutter, und so erfuhr der gute Hausgeist, was sich in diesem Jahre mit dem Hause zugetragen hatte, in dem kein guter Geist mehr seines Amtes waltete. Das Leben hatte mehr und mehr gekostet, das Unglück war dann Schlag auf Schlag gekommen — das alte ehrenwerthe Handlungshaus stand auf dem Punkte zu fallen, bankrott zu werden. —

O Mutter! Mutter!“ stöhnte der Gequälte, dem kalter Angstschweiß aus der Stirne brach — „ein großer Wechsel — heute ist Verfalltag — ich kann nicht zahlen — und wenn nicht Gott ein Wunder thut, sind wir verloren! — — Mein armes Weib — meine armen Kinder — meine Mutter!“

Da hob die alte Frau den Blick gen Himmel, als ob sie wirklich um das Wunder bäte; ihr Auge traf dabei den Schrank, der die Geschlechter hatte kommen und gehen, der das Glück des Hauses hatte blühen sehen — und verblühen — sollte er gleich ihr in ihren alten Tagen nun noch den Untergang erleben müssen?

Nein! nein! der gute Hausgeist wußte, was seines Amtes war in dieser Stunde. Doch wie? auf welche Weise sollte er den goldnen Segen, der hier retten konnte, den Verzweifelnden verrathen? Nur unbeforgt! solch kleine Geister haben oft gar mächtige Verbindungen; was wie Zufall aussieht, ist oft das Werk der unsichtbaren Hände, die leise einen Faden in den andern weben; und daß Frau Sonne, seine alte Freundin, jetzt eben gar so freundlich nach dem Schranke blinzte, das hatte sicher etwas zu bedeuten. In diesem Augenblicke ging die Thüre und die Kinder sprangen wieder in das Zimmer. Mutter und Sohn blickten nach dem ahnungslosen Bölkchen, das einen Freundentanz um seinen Schrank aufführte; die Sonnenstrahlen tanzten als gute Kameraden mit. Es waren eben Winter Sonnenstrahlen, denen es so wohl ist im durchwärmten Zimmer. Sie haschten einander auf der Diele und bauten goldne Brücken durch die Luft,

vom Fenster nach dem Schrank und von dem Schrank wieder nach dem Fenster. Mit einmal war ein Blitzen und ein Funkeln in der Ecke, in der der gute Hausgeist seinen Ausguck hatte, daß Alle im Moment die Augen schlossen. „Was ist das?“ fragten sich die beiden, Sohn und Mutter, die schweigend Hand in Hand geessen hatten, als Max herzukam, sein Gesichtchen in den Schooß der Großmutter verbergend: „Sonne — brennt“ — rief er ängstlich, indem er rückwärts nach dem Schranke zeigte. Er hatte Recht: es war ein Sonnenseuer, wie es sich in solch schöner hundertfacher Strahlenbrechung nur in dem Tropfen frischgefallnen Thanes, oder dem, was ihm am ähnlichsten, am kunstgeschliffnen Diamanten entzündet. Und waren es nicht auch in Wahrheit Diamanten, der Brillantenschmuck der Ur-Urahne, die ihrer Hülle ledig in der Oeffnung lagen? Die Stöße, die der Schrank auf dem Transport erlitten, hatten den Spalt erweitert, also, daß derselbe auch ohne das feurige Sonnenglißern zu finden gewesen wäre, das wieder und immer wieder durch das Zimmer flog. Der Hausherr trat in heimlicher Erregung rasch herzu. Den Spalt mit scharfen Augen untersuchend, entdeckte er in Kurzem das geheime Fach. Bald war das Schloß gesprengt und der Schatz des Ahnherrn war gehoben, zur guten Stunde, um die Großmutter zu einer reichen Frau zu machen und sein Geschlecht vor Noth und Schande zu bewahren. — —

Am Abend gab es wieder eine glänzende Gesellschaft, doch diesmal waren es die Augen, welche glänzten, und die Herzen, welche sich geschmückt hatten mit dem Schmuck des Glückes und der Freude. Es waren Vater, Mutter und die Kinder, die bei der Großmutter zu Gaste saßen, die schöne junge Frau an ihrer Seite auf dem alten harten Kanapee, das ihr heute wie der weichste Ruheplatz erschien. Sah sie doch des geliebten Gatten Antlitz wieder heiter und hörte ihn so fröhlich mit den Kindern scherzen, als ob er gleichfalls noch ein solches wäre, das all sein Leid im Mutterschooß begraben. Sie selber war gar rasch gesund geworden, denn ihre Krankheit war nur Angst und Sorge um die Ihrigen gewesen und Rene über ihre eigene Verblendung. „Ich hab' es ja gewußt, sie ist doch gut“ — sagte

sich der Hausgeist, der bald da bald dort im Schranke war und jetzt aus einem Schlüsselloch, jetzt aus einem Aftloch sich das kleine allerliebste Fest beschaute.

In seinem Stübchen war es nicht mehr wohnlich — was kümmerte ihn das? dafür war das Archiv, die Bildergalerie, das Karitätenkabinet und alles wieder in der schönsten Ordnung; sogar das alte Tintenfaß, das Petschaft und die näjeweiße Schaar der Gänsefedern, sie alle hatten sich an ihrem alten Standort wieder eingefunden und berichteten, was sie erlebt. Der Hausgeist ließ sie durcheinander schwätzen; er hörte nur auf das Gespräch bei Tische, wo Großmutter Geschichten aus der alten Zeit erzählte, von ihrem Ahnherrn, der so sparsam war, und von dem Schranke, was sie davon wußte. Die Kinder lauschten mit gespannter Neugier; der Vater nickte freundlich einmal um das andre, und die schöne Frau sah still auf ihren Teller; plötzlich erhob sie sich: „Der gute alte Schrank, hoch soll er leben!“ rief sie mit bewegter Stimme, wobei ihr Thränen in den Augen standen. Die Gläser klangen lieblich an einander und wohl selten war einem alten Möbel eine solche Ehre widerfahren, wie sie diesem heut zu Theil geworden. Es war auch fast, als ob es sich verneige, doch war das sicher eine Augentäuschung, an der die Freude wie der ungewohnte Wein den gleichen Antheil hatten. Otto ließ sich jetzt nicht länger halten: „Die gute alte Großmutter soll leben!“ rief er jubelnd — „Großmutter leben“ — sekundirte Maxel, und nun entstand ein Hoch- und Vivatrufser ohne Ende, bis Großmutter ernstlich wehrend um das Wort bat.

„Wir beide sind schon alt, der Schrank und ich, und können beide nicht zu lange mehr leben,“ — sagte sie — „doch was vor uns gelebt hat und was noch lange nach uns leben soll und wird, der Geist der Einfachheit, des freudigen Genügens, mit Einem Wort —“

„Der gute Geist des Hauses lebe hoch!“ vollendete der Hausherr mit gehobener Stimme, sein Glas mit einem Blick des Dankes nach dem Schrank hin leerend, worauf er Alle und am innigsten sein Fränzchen küßte, das der guten Großmutter so ähnlich war. Im Schranke aber flüsterte es tiefbewegt: „Der beste Geist des Hauses ist die Liebe.“



Ein vornehmer Briefträger.

Erzählung von W. Ziethe.

Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.



In dem Dorfe Forchheim bei der Stadt Carlsruhe lebte um das Jahr 1808 die Wittwe Haslocher. Die arme Frau hatte ihren fleißigen und braven Mann schon vor mehreren Jahren durch den Tod verloren. Er war ein Zimmermann gewesen und eines Tages bei einem Bau in der Stadt von dem Gerüste gefallen. Schwer beschädigt hatte man den Unglücklichen in sein Haus gebracht, wo ihn die Frau mit großem Jammer und vielen Thränen empfang. Sechs Wochen lang hatte der Aermste sodann unter großen Schmerzen auf seinem Krankenslager zugebracht. Die Kunst des Arztes und die treue Pflege seines Weibes hatten ihm leider nicht helfen können. Endlich hatte der Tod den Kranken von seinen Qualen erlöst, und nun schließ er schon manches Jahr dort auf dem kleinen Friedhofs des Dorfes unter dem Fliederbusche, der seinen Grabhügel mit duftenden Zweigen beschattete. Die arme Wittwe hatte es sich seitdem recht schaffen sauer werden lassen, um sich und ihre vier Kinder ehrlich und redlich zu ernähren. Es war ihr mit der Hülfe Gottes und durch die Unterstützung guter Menschen so ziemlich gelungen. Das tägliche Brot, wenn es auch grade nicht im Ueberfluß vorhanden war, hatte doch niemals auf ihrem Tische gefehlt. Zufriedenheit und Eintracht wohnten in der kleinen Hütte, und herzliche Liebe verband die Glieder der wackeren Familie unter einander.

Nun war der älteste Sohn der Frau Haslocher, Jörgle (Georg), zwanzig Jahre alt geworden. Er war gesund und kräftig, und ein braver Bursche, der seiner Mutter gern alles zu Liebe that, was er ihr nur an den Augen absehen konnte. Die Bauern des Dorfes hielten große Stücke auf den stillen und fleißigen Jüngling, so daß es ihm nimmer an Arbeit fehlte. Was er mit seinen Händen verdiente, das gab er treulich seiner Mutter, damit sie die Wirthschaft und das Hauswesen davon bestreite. So konnte denn Frau Haslocher getrost und fröhlich darauf hoffen, sich und ihre drei Mädchen, die erst acht, zehn und zwölf Jahre alt waren, mit Hülfe des wackeren Jörgle immer leichter und immer besser durch die Welt zu bringen.

Da traf die arme Wittwe ganz unerwartet ein

schwerer Schlag. Eines Tages kam ein großes Schreiben, darauf ein mächtiges Siegel war, aus der Hauptstadt an. Die Frau war grade ganz allein zu Hause, da ihr Sohn bei einem Bauer in der Ernte arbeitete und die drei Mädchen sich in der Schule befanden. Sie brach den Brief sogleich auf, las ihn mit einiger Mühe durch und war von seinem Inhalt wie zerschmettert. In dem Schreiben stand nämlich, daß der Jörgle sich am 1. October in Carlsruhe stellen und Soldat werden sollte. Das war nun freilich eine sehr unerwartete und traurige Nachricht. Frau Haslocher hatte bisher im Stillen gehofft, daß man den einzigen Sohn einer Wittwe, der sie und ihre kleinen Mädchen mit seiner Hände Arbeit ernähren helfen mußte, selbstverständlich verschonen würde. Auch die Leute im Dorfe hatten sie, sobald einmal die Rede darauf gekommen war, in dieser ihrer Erwartung und Hoffnung bestärkt. Um so mehr erschrak sie nun darüber, daß man ihr wirklich ihren Sohn nehmen und zum Soldaten machen wollte. Was sollte denn aus ihr und ihren drei Mädchen werden, wenn ihr die fleißigen Hände ihres Jörgle für eine Reihe von Jahren fehlten? Dazu kam, daß aller Orten von Krieg und Kriegsgeschrei viel zu hören war. Wenn nun ihr armer, ihr geliebter Sohn auch in den Krieg ziehen mußte, wenn er nun verwundet und verstümmelt, oder vielleicht gar nicht aus dem Felde nach Hause zurückkehrte? Ach, das waren sehr traurige Fragen und Gedanken! Das war der Kummer und die Sorge, die seit jenem Tage, da sie den verhängnißvollen Brief empfangen hatte, die arme Wittwe schwer bedrückten und betrübten. Sie ging seitdem wie zerschlagen einher und weinte sehr oft im Verborgenen ihre bitterlichen Thränen über die Noth und das Elend, das sie mit Angst und Bangen über sich und ihre Kinder kommen sah.

Unterdessen verging eine Woche nach der andern, und der erste October kam immer näher heran. Es war ein Abend im September jenes Jahres. Mutter und Sohn saßen bei dem Scheine einer kleinen, düster brennenden Lampe in ihrem Stübchen und redeten mit einander von dem, davon ihr Herz so voll war. Die drei kleinen Mädchen waren schon zu Bette gegangen und schliefen den sorgenlosen und glücklichen Schlaf der Kindheit.

Da klopfte es an die Thür, und der Schulmeister des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis, trat herein. Vater Klopisch war ein guter Freund des verstorbenen Haslocher gewesen und hatte dereinst unsern Jörgle aus der Taufe gehoben. Seit dem Tode des Mannes hatte er der Wittve und ihren Kindern mit Rath und That wacker und treulich zur Seite gestanden. So kam er auch an diesem Abend, um die bekümmerte Frau zu trösten und ihr einen Vorschlag zu machen, von dem er sich alles Gute versprach. Jörgle und seine Mutter begrüßten den willkommenen Gast mit aufrichtiger Freude, und die Wittve schüttete, wie sie dies schon manchmal gethan, bald ihr ganzes Herz mit allen seinen Sorgen und Bekümmernissen vor dem erfahrenen und erprobten Freunde aus.

Der alte Schulmeister hatte die bangen Fragen und Klagen der armen Frau still und ernst angehört. Endlich sprach er: „Das ist alles nur zu wahr, Frau Gevatterin, und ich habe mir die Sache schon lange durch den Kopf gehen lassen. Ich weiß keinen andern Rath, als daß Ihr zu unserm gnädigsten Herrn Großherzoge gehet und ihm Eure Noth recht ausführlich und ausdrücklich schildert. Er allein kann Euch helfen, und ich denke, er wird auch helfen. Denn er ist ein gütiger und menschenfreundlicher Herr (Gott segne ihn!), der auch für den ärmsten und geringsten seiner Unterthanen zu jeder Zeit ein offenes Ohr, ein warmes Herz und eine milde Hand bereit hat. Das ist es, was ich Euch rathen wollte, und darum bin ich heute Abend hergekommen.“

Die Wittve erschrak über die Maßen, als sie diese Rede hörte, und rief: „Aber, Gevatter, was fällt Euch ein? Ich arme und geringe Frau soll zu unserm gnädigen Herrn Großherzog auf das Schloß gehen und mit ihm reden? Ich sage Euch, nicht vier Pferde sollen mich dorthin ziehen. Und wenn ich es wirklich thun wollte, so würde das blutwenig helfen; denn ich weiß, ich würde vor Furcht und Schaam die Augen nicht aufschlagen und den Mund erst recht nicht aufmachen können. Nein, nein, damit ist nichts! Wenn Ihr keinen andern Rath wisset, so ist mir und meinem Jörgle leider Gottes nicht zu helfen.“

Vater Klopisch schüttelte das greise Haupt, rüdtte unruhig an dem Käppchen, welches seine spärlichen Silberhaare bedeckte, und sagte dann: „Ach, die Sache ist lange nicht so gefährlich, als Ihr sie Euch vorstellt. Großherzog Carl Friedrich, den uns Gott noch recht lange erhalten wolle, ist ein überaus freundlicher und leutseliger Herr. Das sagen

Alle, die ihn je einmal gesehen und gesprochen haben. Ihr habt ja sonst ein muthiges Herz und ein gutes Mundwerk. Wenn Ihr nur erst vor dem alten Herrn stehet, so werdet Ihr es schon fertig bekommen mit ihm zu reden. Und es ist ja auch durchaus nicht nöthig, daß Ihr viele Worte macht. Ich will Euch ein Schreiben aufsetzen, worin Ihr dem Großherzoge Eure ganze Noth von Anfang bis zu Ende schildert. Das gebt Ihr ihm und bittet ihn, daß er es lesen wolle. Weiter braucht Ihr nichts zu sagen, und das ist doch wahrhaftig nicht so gefährlich.“

„Wenn es weiter nichts wäre,“ antwortete die Wittve, „so wollte ich es schon thun. Aber ich glaube, ich bekomme es nimmer fertig, in das Schloß hinein zu gehen und unsern gnädigsten Herrn Großherzog dort aufzusuchen. Und wenn ich mir nun gar denke, daß ich vor ihn hintreten und auch nur ein paar Worte zu ihm reden sollte! Nein, nein, das kann ich nicht, das kann ich nicht! Ich würde vor Schaam eher in die Erde sinken, als meinen Mund aufthun. Mit vornehmen Herren ist nun einmal nicht gut Kirichen essen, wie man zu sagen pflegt. Und der Herr Großherzog könnte vielleicht sehr böse darüber werden, daß ich mich über seine Regierung beschweren und meinen Jörgle von den Soldaten losmachen wollte.“

Jörgle, der bis dahin dem Gespräche des Pathen und seiner Mutter schweigend zugehört hatte, konnte sich nun nicht länger mehr halten. Er rief: „Aber, Mutter, das kann doch der Herr Großherzog nimmer übel nehmen. Ich wollte ja herzlich gern Soldat werden und ihm auch in dem bunten Rocke mit aller Treue dienen. Es ist ja nur um Euretwillen und wegen meiner armen, kleinen Schwestern, wenn ich lieber zu Hause bleibe und für Euch arbeite, wie bisher.“

Der Schulmeister nickte seinen Worten Beifall und setzte dann hinzu: „Euer Sohn hat ganz Recht, Frau Gevatterin, und es ist gar nicht hübsch von Euch, daß Ihr Euch so ängstliche Gedanken macht, zumal da unser Herr Großherzog so überaus gütig und freundlich ist. Wenn Ihr mir das nicht übel nehmen wollet, so ist es gradezu eine Schande, daß Ihr Euch vor einem solchen Herrn so über die Maßen fürchtet. Aber wenn es nicht anders ist, so will ich als Euer guter Freund und Gevatter auch wohl den Weg für Euch machen. Ich fürchte mich nicht im geringsten, nach Karlsruhe und auf das Schloß zu gehen, und will dort schon für Euch und Euren Sohn reden, was und wie gut ich nur immer kann.“

Dieses Anerbieten brach und überwand endlich

den letzten Widerstand der Wittve. Das konnte und durfte sie ja in keinem Falle zugeben, daß ein Anderer für sie und ihre Kinder eintrat und das Wagestück ausführte. Da war sie doch als Mutter die nächste und die beste dazu, und wollte nun auch ihre Mutterpflicht, wenn gleich mit bangem, so doch mit willigem Herzen und in aller Treue erfüllen. Sie erklärte sich darum jetzt bereit, zu dem Großherzoge zu gehen, ihm ihre ganze Noth vorzustellen und ihn um seinen Schutz und seine Hülfe zu bitten. Vater Klopsch war damit zufrieden und versprach, ihr so bald wie möglich das hierzu erforderliche Schreiben aufzusehen und mitzugeben. Damit war die so wichtige und zugleich so schwierige Angelegenheit endlich zu einem befriedigenden Schlusse gekommen. Die drei Leutchen plauderten noch eine Weile von diesem und jenem, was ihr Herz bewegte. Es war bei dem allen ziemlich spät geworden. Der alte Schulmeister erhob sich, wünschte der Wittve und ihrem Sohne gute Nacht und ging wieder in sein Haus.

Nach etwa drei Tagen kam Vater Klopsch wieder und brachte die Bittschrift, die er so gut wie möglich verfaßt und so zierlich wie möglich niedergeschrieben hatte. Er setzte sich seine Brille auf und las seiner Gevatterin und ihrem Sohne das Schreiben recht behaglich und beweglich vor. Es lautete also:

Euer Gnaden,

Hochgebietender Herr Großherzog!

Euer Gnaden werden verzeihen, wenn ich ohne viele Worte und große Complimente zu Ihnen rede. Denn ich bin eine arme und sehr geringe Wittve, und ich weiß nicht, wie ich anfangen und womit ich aufhören soll. Meine Noth ist sehr groß, und mein Herz ist voll Kummer und Sorgen. Ich weine fast jeden Tag und jede Nacht, und kein Mensch kann mir helfen, wenn sich nicht der Herr Großherzog über mich und meine Kinder erbarmen. Denn der Förgele, was mein einziger Sohn ist, soll nun Soldat werden. Und ich würde ja kein Wort dawider reden, denn es stehet geschrieben: So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret. Und der Förgele möchte wohl auch von Herzen gern, wie alle Landesfinder, seinem guten Herrn Großherzoge dienen. Aber, Euer Gnaden, ich weiß nicht, was dann aus mir und meinen drei Mädchen werden soll. Denn mein Mann ist schon vor acht Jahren selig gestorben.

Er ist dort in Karlsruhe vom Gerüste gefallen, wie der Herr Großherzog das wohl seiner Zeit gehört haben. Nun bin ich eine arme, betrübte Wittve, und es geht mir und meinen vier Kindern nur kümmerlich, da uns eben der Versorger und Ernährer fehlt. Aber es geht doch zur Noth, denn der Förgele thut, was er kann, und ist ein sehr fleißiger und braver Sohn, der Gott vor Augen und im Herzen hat. Und er macht mir alles zu Gefallen, was er mir nur an den Augen absehen kann. Er hat auch immer schöne Arbeit, und so ist es in der letzten Zeit ganz gut gegangen. Aber nun soll er Soldat werden, und darüber muß ich mich viel grämen, und weine Tag und Nacht meine bitteren Thränen. Der Herr Großherzog wissen das nur nicht, sonst würden Sie es ganz gewiß nicht zugeben. Denn es ist doch nicht recht, daß man einer armen Wittve den einzigen Sohn wegnimmt. Aber da geht es, wie es in dem alten schönen Liede heißt:

Wittwen sind verlassne Frauen;

Wer mag nach den Waisen schauen?

Daß Gott erbarm! Euer Gnaden haben ja noch so viele Landesfinder, die recht gut abkommen können und auch gern Soldaten werden. Es wäre wohl auch manchem recht zu gönnen, daß er unter die Fuchtel käme, weil er bei Vater und Mutter nicht gut thun will. Aber das ist bei meinem Förgele nicht nöthig, denn er ist ein wackeres und treues Blut. So sprechen Sie doch nur ein einziges Wort, Herr Großherzog, dann wird mein Junge frei, und ich kann ihn bei mir behalten. Wir wollen auch allesammt recht fleißig für Sie beten, daß Sie noch lange leben und gesund bleiben, und daß unser Herrgott Sie und Ihr ganzes Haus reichlich segne. Was mein Gevatter ist, der alte Schulmeister Christian Klopsch hier im Orte, der sagt immer, daß Euer Gnaden ein so guter, alter Herr sind, und er läßt Sie auch schönstens grüßen, und Sie sollen nur thun, was Sie können, dann wird noch alles gut werden. Denken Sie nur, Herr Großherzog, was Sie sagen thäten, wenn man Ihnen den einzigen Sohn wegnehmen wollte! Und Sie sind doch noch lange keine Wittve, sondern ein mächtiger und reicher Mann. Nun bitte nichts für ungut zu nehmen, indem ich nur eine arme und geringe Frau bin. Aber ich komme selber und bringe Euer Gnaden das Schreiben, und ich hoffe, Sie werden nicht böse darüber sein. Einen rechten schönen Gruß an die Frau Großherzogin, was auch eine gute Frau

sein soll, und an alle Ihre lieben Kinderchen.
Ich freue mich recht sehr Ihre werthe Bekann-
schaft zu machen, und bleibe bis in den Tod

meines hochgebietenden, allergnädigsten Herrn
Großherzogs
vielbetrübte Wittwe,

Katharine Haslocherin, geborne Gringgel.

Forchheim, den 22. September 1808.

Vater Klopsch war mit dem Vorlesen fertig, nahm seine Brille wieder ab und setzte dann noch zur Erklärung hinzu: „Frau Gevatterin, solchem Herrn gegenüber darf man keine Winkelzüge machen, sondern muß immer mit der Wahrheit frisch und frei herausgehen. Darum habe ich das von mir so mit einfließen lassen, versteht Ihr wohl? Der Herr Großherzog werden es schon merken, daß ich das Schreiben verfaßt habe, und ich denke, nun ist alles in der besten Ordnung.“

Die Wittwe, die während des Lesens wiederum so manche Thräne vergossen hatte, nickte mit dem Kopfe, indem sie sich die Augen mit der Schürze trocknete. Sie fand den Brief ganz wunderschön und war mit allem darin einverstanden. Ein herzlicher Händedruck war der Dank und Lohn, welchen der Gevatter für sein wohlgelungenes Werk empfing. Vater Klopsch schärfte der Frau nun noch sehr nachdrücklich ein, wie sie sich bei der ganzen Sache benehmen sollte. „Seid nur getrost,“ sprach er, „und habt guten Muth! Unser Herr Großherzog wird thun, was er kann, und es wird noch alles gut werden. Aber vor allen Dingen, laßt Euch nur nicht durch die Bedienten abweisen! Das sind sehr hochnäsige und grobe Leute. Vor einem glänzenden Kleide und einem gefüllten Geldbeutel bücken sie sich bis zur Erde, den Geringen und Armen aber sehen sie kaum über die Achseln an. Sie werden Euch das Schreiben abnehmen wollen, aber darauf laßt Euch nur ja nicht ein! Ihr müßt schlechterdings darauf bestehen, daß Ihr den Herrn Großherzog persönlich sprechen und ihm den Brief selbst übergeben wollet. Hört Ihr wohl? persönlich sprechen, und den Brief selbst übergeben!“

Die Wittwe versprach, seiner Anweisung pünktlich und gehorsam Folge zu leisten, und der alte Schulmeister entfernte sich, nachdem er ihr noch einmal Muth zugesprochen und von Herzen Glück und Segen zu ihrem Vorhaben gewünscht hatte.

Am andern Morgen stand Frau Haslocher, die in der Nacht nur sehr wenig und sehr unruhig geschlafen hatte, frühzeitig auf. Sie legte ihren besten Sonntagsstaat an, um vor dem Herrn

Großherzoge in gebührendem Glanze zu erscheinen. Ihrem Zörgle und den drei Mädchen gab sie noch eine ganze Menge von Aufträgen, wie sie während ihrer Abwesenheit das Häuschen bewachen und den kleinen Viehstand besorgen sollten. Es war ihr dabei so schwer und bange um das Herz, als wenn sie eine große Reise unternehmen wollte. Und es waren doch kaum drei Stunden Weges, die sie nach der Hauptstadt zurückzulegen hatte. Endlich war das ganze Hauswesen geordnet und sämtliche Geschäfte für den Tag ausführlich besprochen und gehörig vertheilt. Die Wittwe nahm von ihren Kindern Abschied und trat ihre Reise, wenn auch mit einigem Zagen und Bangen, doch endlich in Gottes Namen mit entschlossenem Muth an. So wanderte sie denn frisch und rüstig ihres Weges und kam bald auf eine kleine Anhöhe, von welcher sie das heimathliche Dörfchen, das im Schatten der Bäume so freundlich und traulich dalag, noch einmal überblicken konnte. Sie suchte sich ihr Häuschen heraus, aus dessen niedrigem Schornsteine der Rauch in blauen Wolken zum Himmel empor stieg, und sandte ihren lieben Kindern noch einmal im Geiste einen herzlichen Abschiedsgruß zu. Dann zog sie sich nach ländlicher Gewohnheit ihre Schuhe und Strümpfe aus, um dieselben unterwegs zu schonen, nahm sie in die Hand und ging entschlossen und Alles nochmals überlegend, ihres Weges weiter, ohne sich nur einmal umzuschauen.

Es war ein klarer, freundlicher Herbsttag, so schön, wie sich ihn ein Wanderer nur irgend wünschen mag. Die Luft war mild und doch erquickend, und die Sonne strahlte mit goldenem Glanze von dem blauen Himmel hernieder. Dies trug nicht wenig dazu bei, der armen Wittwe das Herz leicht und getrost zu machen, und so zog sie denn fröhlich ihre Straße, bis daß sie endlich nach drei Stunden die Stadt Carlsruhe glücklich erreichte. An der Mauer des Schloßgartens setzte sie sich nieder in das Gras und zog nun ihre Strümpfe und Schuhe wieder an, um vor dem Herrn Großherzoge so anständig wie möglich zu erscheinen.

Während die gute Frau so ganz gemüthlich am Boden sitzt und mit ihrem Anzuge beschäftigt ist, haben sich unterdessen, ohne daß sie etwas davon merkte, zwei stille Zuschauer eingefunden. Es ist ein alter und ein junger Herr, beide stattlich gekleidet, die sich über die Mauer beugen und ihr Thun und Treiben aufmerksam beobachten. Endlich ist Frau Haslocher fertig, steht auf und will weiter gehen. Da bemerkt sie mit einem Male die beiden Herren, die dort im Garten hinter der Mauer

stehen. Aus ihrem Lächeln schließt sie, daß sie ihr wohl zugehört haben. Das ist ihr natürlich nicht ganz recht, aber es läßt sich nun doch nicht mehr ändern. Sie will aber nicht von dannen gehen, ohne sich wenigstens in etwas zu entschuldigen. Darum spricht sie: „Ja, die Herren lachen! Aber ich bin eine arme Wittve und habe zu Hause vier Kinder. Da muß ich denn freilich, so viel wie möglich, Schuhe und Strümpfe zu sparen suchen.“

Der ältere von den beiden Männern nickt ihr beifällig zu und antwortet: „Nichts für ungut, Mütterchen. Wir haben uns über Euch gewiß nicht lustig machen wollen. Es ist sehr brav von Euch, daß Ihr so ordentlich und sparsam seid. Wie heißt Ihr denn, und wo kommt Ihr her?“

Die Worte sind so freundlich und leutselig gesprochen, daß der guten Frau das Herz darüber aufgeht, und sie giebt willig Bescheid. „Ich bin“, sagt sie, „die Wittve Haslocher aus Forchheim. Ihr müßt aber nicht denken, daß ich so zu meinem Vergnügen spazieren laufe. Ach nein, dazu habe ich keine Zeit. Ich will aber heute nach Carlsruhe auf das Schloß und unsern gnädigsten Herrn Großherzog sprechen. Vielleicht könnt Ihr mir sagen, wenn ich da wohl am besten vorkomme.“

„Um elf Uhr,“ antwortet der alte Herr; „zu der Stunde läßt sich der Großherzog von Jedermann sprechen. Aber was wollt Ihr denn bei ihm?“

„Ach!“ sagt die Frau, „das ist eine sehr traurige Geschichte. Sie wollen nämlich meinen Jöngle zum Soldaten nehmen, und ich kann ihn doch ganz und gar nicht entbehren. Er muß für mich und meine drei Mädchen das tägliche Brot schaffen helfen, und ich wüßte gar nicht, wie es werden sollte, wenn ich ihn hergeben müßte. Aber die Herren von der Regierung fragen nach einer armen Wittve wenig, und unserm Herrn Großherzog, der so gut und freundlich sein soll, haben sie gewiß nichts davon gesagt. Da will ich denn einmal selber mit ihm reden und ihn bitten, daß er mir den Jöngle freigeben soll. Mein Gevatter, was der Schulmeister in unserm Dorfe ist, hat mir ein schönes Schreiben aufgesetzt, und das will ich dem Herrn Großherzoge geben. Ich denke, wenn er das lesen wird, so wird er schon ein Einsehen bekommen und mir helfen.“

Sie hatte bei diesen Worten die Bittschrift, die sie in dem Korbe an ihrem Arme trug, hervorgeholt und hielt sie in die Höhe, damit der Fremde sie sehen sollte. Der alte Herr lächelte wieder vor sich hin und sagte dann: „Da könnte ich Euch helfen, Mütterchen. Ich bin mit dem Großherzoge gut be-

kannt' und will ihm das Schreiben sogleich geben, damit er es durchliest. Und wenn Ihr dann zu ihm kommt, so weiß er schon Bescheid, und es macht sich alles viel schneller und leichter.“

Das war der guten Frau nun aber doch sehr bedenklich, daß sie das schöne Schreiben, von welchem sie sich so viel versprach, aus der Hand geben und einem ganz fremden Menschen anvertrauen sollte. Ihr Gevatter hatte es ihr ja auch mehrmals recht dringend eingeschärft, daß sie den Großherzog persönlich sprechen und ihm den Brief eigenhändig übergeben müßte. Sie besann sich darum eine ganze Weile, was sie thun sollte. Endlich sagte sie: „Ihr meint es gewiß recht herzlich gut, lieber Herr, aber das Schreiben kann ich Euch doch nicht geben. Unser Schulmeister hat mir ausdrücklich gesagt, daß ich es keinem Menschen, als nur dem Herrn Großherzog selber, in die Hand geben soll.“

„Aber es ist ja Euer eigener Vortheil“, erwiderte der Fremde. „Der Großherzog soll das Schreiben sogleich haben, und er kann es dann auf der Stelle durchlesen und sich nach Allem erkundigen. Und wenn Ihr dann zu ihm kommt, so habt Ihr nicht erst nöthig viele Worte zu machen. Er weiß schon lange, was Ihr wollt, und giebt Euch dann sofort seinen Bescheid.“

Das gefiel nun freilich der Wittve, die sich im Stillen doch immer noch vor dem Gange in das Schloß und vor dem Gespräche mit dem Großherzoge fürchtete. Auch hatte der Fremde so etwas in seinem Gesichte und in dem Tone seiner Rede, was ihr Vertrauen einflößte. Aber sie hatte noch immer einige Bedenken, darum sprach sie: „Ja, das wäre freilich sehr schön! Aber, wenn Ihr es nun vergähet, und ich käme dann zu unserm Herrn Großherzoge, und er hätte meinen Brief nicht bekommen und wüßte von der ganzen Sache nichts! Dann wäre ich doch sehr schlimm daran und hätte den Weg ganz vergebens gemacht.“

„Ich werde es ganz gewiß nicht vergessen,“ versicherte der alte Herr; „Ihr könnt mir das Schreiben ruhig anvertrauen. Was die jungen Leute sind, die haben freilich manchmal ein sehr kurzes Gedächtniß,“ setzte er hinzu, indem er seinen Begleiter lächelnd anblickte. „Wenn man aber schon, wie ich, graue Haare hat, so nimmt man jeden Auftrag ernster und wird dadurch auch in allen Stücken zuverlässiger.“

„Na, man sagt doch auch: Alter schützt vor Thorheit nicht,“ antwortete Frau Haslocher, setzte aber sofort begütigend hinzu: „Doch, Ihr scheint mir ein guter Mann zu sein, und werdet eine arme

Wittve gewiß nicht zum Besten haben noch meine Sache vergessen. Kurz und gut, ich will Euch das Schreiben wohl geben, aber ich kann nicht so hoch hinauf reichen. Wie soll ich es machen, daß ich den Brief in Eure Hände bringe?"

„Dazu kann Rath werden“, sagte lächelnd der alte Herr. Er warf seinen Spazierstock über die

noch eine Weile stille, als wenn sie das, was sie so eben gethan hatte, sich noch einmal überlegen wollte. Da neigte sich der jüngere der beiden Herren, welcher stehen geblieben war, über die Mauer und sagte: „Gute Frau, Ihr könnt ganz ruhig und getrost sein. Mein Vater wird Euren Auftrag pünktlich ausrichten, und ich sage Euch, er ist mit dem



Mauer und rief: „Bindet das Schreiben nur an das Band oben an dem Stocke, und dann reicht mir beides wieder herauf.“

Das that die Frau, und siehe da, es ging vortrefflich. Nun rief sie noch einmal: „Aber ich verlasse mich auch darauf, daß Ihr Euer Wort haltet und den Brief sogleich unserm Herrn Großherzoge gebet!“

„Das wird ganz gewiß geschehen!“ erwiderte der alte Herr und verschwand. Frau Haslocher stand

Herrn Großherzoge sehr gut bekannt. Euer Schreiben ist in den besten Händen. Kommt nur um elf Uhr in das Schloß und holt Euch den Bescheid!“

Damit war er ebenso wie sein älterer Begleiter verschwunden. Frau Haslocher machte sich nun auf den Weg und ging hinein in die Stadt. Hier besorgte sie, was sie sich vorgenommen, und war um elf Uhr pünktlich in dem Schlosse. Nachdem sie ihren Namen genannt hatte, wurde sie von einem der Diener in ein Zimmer gewiesen, wo schon

viele Menschen saßen und warteten. Einer nach dem andern wurde sodann gerufen und vorgelassen. Fast alle kamen mit frohem Gesichte wieder, ein Zeichen, daß es ihnen da drinnen glücklich und nach Wunsch gegangen sein mußte. Dennoch aber klopfte unserer Wittve das Herz immer schneller und immer bänger, je näher der Augenblick kam, wo auch sie vor ihren Landesvater treten sollte. Endlich wurde sie ebenfalls gerufen, und ein Diener öffnete vor ihr die Thüre. Sie trat in das Gemach, aber sie wagte zuerst gar nicht, die Augen aufzuschlagen und sich den Herrn Großherzog nun auch anzusehen.

Da sprach zu ihr eine freundliche Stimme: „Guten Tag, Mütterchen! Wir sind ja schon alte, gute Bekannte!“

Was war das? Diese Stimme hatte sie schon einmal gehört, und der milde, leutselige Klang hatte sogleich ihr Herz erimuthigt und gewonnen. Sie schlägt die Augen auf und denkt, sie soll vor Schaam und Schrecken in die Erde sinken, als sie den alten Herrn vor sich sieht, mit dem sie sich dort an der Mauer des Schloßgartens so zutraulich unterhalten hat. Sollte das etwa der Großherzog sein? Das ist wohl gar nicht möglich! Und doch thut er, als ob er hier zu Hause wäre, und der große, funkelnde Stern auf seiner Brust läßt ihr keinen Zweifel darüber, daß er es wirklich und wahrhaftig ist.

„Ja, ja, ich bin es!“ spricht der Großherzog mild lächelnd und mit großer Güte. „Seht Ihr, Mütterchen, es war doch gut, daß Ihr mir das Schreiben gegeben habt. Nun habe ich es während der Zeit ordentlich durchlesen können und weiß von allem ganz genau Bescheid. Euer Jörgle soll kein Soldat werden, sondern bei Euch bleiben und Euch als ein guter Sohn, wie bisher, unterstützen und helfen. Da habt Ihr das Schreiben wieder und traget es zu Eurem Amtmann! Was nöthig ist, habe ich kurz darauf geschrieben, und ich denke, man wird Euch nun keine weiteren Umstände machen.“

Die gute Frau wußte vor Entzücken gar nicht, was sie sagen und thun sollte. So war denn ihres Herzens Wunsch erfüllt, und ihr Jörgle frei! Nun hatte die Noth ein Ende, und die Sorgenlast, die sie so schwer und so lange gedrückt hatte, war in Jubel und Freude verwandelt. Die hellen Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie wollte des Großherzogs Hand ergreifen und küssen. Aber der gütige Fürst klopfte ihr freundlich auf die Schulter und sagte: „Laßt es nur gut sein, Mütterchen! Ich freue mich, daß ich einer armen, braven Frau einen Dienst erweisen und eine Freude bereiten

konnte. Hier habt Ihr auch ein kleines Geschenk, da könnt Ihr Euren drei Mädchen etwas mitbringen oder es sonst, wie Ihr wollt, verwenden. Ihr werdet es schon gebrauchen können. Unten auf dem Hofe steht ein Wagen, der Euch nach Forchheim zurückfahren soll, damit Euch der Weg nicht allzu beschwerlich werde. Ihr wißt, es geschieht wegen der Schuhe und Strümpfe, um sie so viel wie möglich zu schonen. Auch wird es Euch gewiß lieb sein, nun recht schnell wieder nach Hause und zu Euren Kindern zu kommen. So geht denn in Gottes Namen, und bleibt brav und rechtschaffen, daß ich mich freue, wenn ich wieder etwas von Euch höre. Sagt dem Jörgle, daß er Gott fürchten und seine Mutter, wie bisher, so auch weiter in Ehren halten soll. Und grüßt mir auch Euren Gevatter, den alten, würdigen Schulmeister, der Euch den schönen Brief geschrieben hat! Gott befohlen!“

Damit wandte sich der Fürst und war verschwunden, ehe sich die Wittve noch recht besonnen hatte, wie sie ihm für seine Güte danken sollte. Sie trocknete sich die Thränen und ging hinaus. In dem Vorsaale begegnete ihr der junge Herr und fragte lächelnd: „Nicht wahr, Mütterchen, mein Vater hat Euren Auftrag pünktlich ausgerichtet, und ich habe Euch nicht belogen?“ Sie konnte ihm aber vor tiefer Bewegung und Rührung darauf nicht antworten, sondern nickte nur schweigend mit dem Kopfe. Nun eilte sie die breite, schöne Treppe hinunter und kam auf den Schloßhof. Da hielt eine stattliche Kutsche, und ein Diener in reicher Kleidung hatte schon die Thüre zu derselben geöffnet. Nein, das war doch gar nicht möglich, daß sie da hineinsteigen und darin fahren sollte! Sie wollte schüchtern und ganz beschämt vorüber schleichen. Aber der Diener ließ es nicht zu. Er rief sie an: „Seid Ihr Frau Haslocher aus Forchheim?“ Als sie dies bejahte, ergriff er sie schnell bei der Hand und schob sie mit sanfter Gewalt, also daß an keinen Widerstand zu denken war, in den Wagen. Dann schwang er sich hinauf zu dem Kutscher, die Pferde zogen an, und fort ging es in fliegender Eile durch die Straßen und zu dem Thore der Hauptstadt hinaus. Unsr Wittve wußte gar nicht, wie ihr geschah. Die Kutsche war so fein und prächtig, daß sie sich darin kaum niederzusetzen wagte. Als sie es aber doch über das Herz brachte, gefiel es ihr wunder schön, und sie wiegte sich behaglich auf den schwellenden Polstern. „Was wird Jörgle, und was werden meine drei Mädchen dazu sagen, wenn ich so angefahren komme! Wie wird Vater Klopsch staunen, und was werden die Leute

in Forchheim für Augen machen!“ Das waren die Gedanken, die ihr während der Fahrt unaufhörlich durch den Kopf gingen. Und dazwischen brach sie immer wieder in den hellen Jubel aus: „Der Jörgle ist frei und darf nun nicht Soldat werden! Das ist gar zu schön, und unser Herr Großherzog ist doch ein prächtiger, alter Herr! Gott segne ihn!“

Unterdessen rollte der Wagen auf der Landstraße dahin. Ein Dorf nach dem andern wurde erreicht und lag bald wieder dahinten. Ehe es sich die gute Frau versah, war sie wieder in Forchheim. Da standen die Leute vor den Thüren und an den Fenstern, und machten große Augen, als sie die stattliche Kutsche mit dem reichgekleideten Diener und in dem Wagen die Frau Haslocher erblickten. Die Wittve schämte sich ordentlich, daß sie so stolz und prächtig in das Dorf hinein fuhr. Andererseits war es ihr doch auch recht behaglich, sich so anstaunen und bewundern zu lassen. Sie nickte und winkte deshalb durch die hellen Scheiben hindurch nach allen Seiten freundliche Grüße. Endlich hielt der Wagen vor ihrem Hause. Der Diener sprang herab und öffnete den Kutschenschlag, daß sie aussteigen konnte. Dann lüftete er seinen Hut zum Abschiede, schwang sich wieder auf seinen Sitz neben dem Kutscher hinauf, und in wenig Augenblicken waren die Kasse mit dem Wagen verschwunden. Jörgle und seine Schwestern waren eilend aus der Hütte herausgekommen, um die Mutter zu empfangen und zu begrüßen. Die Wittve umarmte ihre Kinder in herzlicher Freude und zog sie dann schnell in die Stube hinein, um ihnen hier alles zu erzählen, was sie erlebt und erreicht hatte. „Jörgle, du bist frei! Der Herr Großherzog hat es hier mit eigener Hand hergeschrieben!“ rief sie jubelnd, indem ihr wieder die hellen Thränen aus den Augen stürzten. Sie hatte das Schreiben hervorgeholt und geöffnet, und da stand es groß und deutlich geschrieben:

„Es ist mein landesväterlicher Wille, daß Georg Haslocher aus Forchheim unverzüglich vom Soldatendienste losgelassen werde.
Carlsruhe, den 24. September 1808.

Carl Friedrich, Großherzog.“

Der Jörgle las es und mußte es sodann seiner Mutter und den Schwestern immer wieder aufs neue vorlesen. Hierauf erzählte die Wittve, was sich alles zugetragen hatte, und in der kleinen Hütte herrschten Jubel und Freude.

Es dauerte nicht lange, so kam auch Vater Klopsch herbei, um zu hören, was seine Frau Gevatterin ausgerichtet hatte. Er freute sich von ganzem Herzen mit der glücklichen und fröhlichen Familie. Aber er richtete sich ordentlich stolz in die Höhe, als ihm die Wittve bestellte, was der Großherzog ihr aufgetragen hatte.

„Ist das wirklich wahr?“ so fragte er sie nun und sah dabei der Frau sehr ernst und prüfend in die Augen.

Sie antwortete: „Ja, Vater Klopsch, es ist ganz gewiß wahr. Der Großherzog sagte: Grüßt mir Euren Gevatter, den alten, würdigen Schulmeister, der Euch den schönen Brief geschrieben hat!“

„Würdigen Schulmeister! hat er gesagt, und einen schönen Brief hat er ihn genannt!“ rief der Alte ganz gerührt. „Da sieht man doch gleich, daß er etwas davon versteht, und daß er den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke hat!“ Er nahm ehrfurchtsvoll sein Käppchen ab, faltete seine Hände und sprach in frommer Bewegung: „Gott segne unsern guten, lieben Großherzog, unsern trefflichen Carl Friedrich!“ Und ein lautes, volles, herzliches Amen erklang dazu aus dem Munde der glücklichen Frau und ihrer Kinder.

Am andern Tage ging die Wittve zu dem Amtmann und zeigte ihm, was der Großherzog geschrieben hatte. Der Amtmann war sonst ein gestrenger und etwas mürrischer Herr. Hier aber war er auf der Stelle nachgiebig und ungemein freundlich. Er hatte es ja mit einer Frau zu thun, die im großherzoglichen Schlosse zu Carlsruhe gewesen und in einer großherzoglichen Kutsche nach Hause gefahren war! Ueberdies war ihm das Siegel und die Unterschrift gar wohl bekannt. Der Jörgle wurde sofort von der Liste gestrichen und war frei. Nun war alles in der besten und schönsten Ordnung. Er blieb ein braver Sohn, der seine Mutter auf alle Weise lieb und werth hielt, und seinen drei Schwestern kräftig und treulich zur Seite stand. Drei Jahre später (1811) starb der edle Großherzog Carl Friedrich. Seine Unterthanen trauerten von Herzen über den Tod dieses so gerechten und gütigen Fürsten. Aber bis an sein Ende hat man nirgends im schönen Lande Baden fleißiger und treuer für den alten Herrn gebetet, und nach seinem Tode hat man ihn wohl nirgends schmerzlicher beweint und sein Gedächtniß dankbarer in Ehren gehalten, als in dem kleinen, stillen Häuschen der Wittve Haslocher zu Forchheim.

Des deutschen Reiches Wahl- und Krönungsstadt.

Von Georg Lang.

Mit Illustrationen von N. Schuster.

(Schluß.)

Welche Fülle geschichtlicher Erinnerungen, die nicht nur für Frankfurt, sondern für ganz Deutschland bedeutungsvoll sind, knüpfen sich an den Dom! Schon lange, ehe durch die goldne Bulle (1356) Frankfurt zur Wahlstadt bestimmt wurde, „kürte“ d. h. wählte man bereits hier den Kaiser. Diese feierliche Handlung wurde in einer schmucklosen Kapelle des Doms vorgenommen. Dann zog der Neugewählte nach Aachen, um sich dort krönen zu lassen. Später

vollen Kaiserkrönung! Kopf an Kopf füllt die Menge den Römerberg und harret der Dinge, die da kommen sollen. Jetzt verkündigt der Sturmglocke eruster Ton den Beginn der Feierlichkeiten, bald aber wogen die Stimmen aller Glocken durch die Lüfte: der Kaiser reitet, gefolgt vom glänzendsten Zuge, dem Dome entgegen. Frankfurts Rathsherrn tragen den schimmernden Baldachin, der das Haupt des Kaisers beschattet. Sein Gefolge strotzt von kostbarem Schmuck,



Der Römer.

wurde auch die Krönung hier im Dome vollzogen. — Einer der deutschen Kaiser, Günther von Schwarzburg, liegt hier auch begraben.

Durch die enge Marktstraße erreichen wir westlich wandernd bald den Römerberg, einen freien Platz, auf dem uns gegenüber sich das einfache, würdevolle Gebäude: der Römer, befindet. Die hohen Fenster des ersten Stockes geben dem Kaiserjaal das Licht. Ehrfurcht erfüllt uns, wenn wir den Raum betreten und die Bilder sämtlicher deutschen Kaiser ringsum aus Nischen auf uns herabblicken. Hier hielten die Beherrscher des „heiligen römischen Reichs Deutscher Nation“ nach der Krönung das Festmahl.

Denken wir uns zurück versetzt zu einer glanz-

und selbst an den Pferden strahlen Gold und Edelgestein in verschwenderischer Pracht. — Ist die Salbung und Krönung im Dome vollzogen, so nimmt der Kaiser zum Römer denselben Weg, den wir vorhin gekommen. Freilich wird ihm dieser besonders gebahnt, denn das Pflaster deckt ein Brettergerüste, und überzogen ist's mit purpurnem Tuche. Endloser Jubel verkündet das Nahen des erhabensten Herrschers der Christenheit. Diesmal kommt der Monarch zu Fuße, die ehrwürdige Krone Karls des Großen auf dem Haupte, und Scepter und Reichsapfel tragend. Wer kann alle die Pracht des kaiserlichen und kurfürstlichen Gefolges beschreiben! Jetzt verschwindet der Herrscher im Thore des

Römers, um aber bald an einem der Fenster des Kaiserjaals zu erscheinen, daß er sich zeige dem harrenden Volke. Immer noch läuten die Glocken sämtlicher Kirchen erhabne Accorde, und laut braust dem Gekrönten des Volkes Jubel entgegen.

Nun aber richten sich aller Augen auf den Erbmarjhall, welcher sich auf sein Roß schwingt, und einem Haferberge zureitet, der vor dem Römer aufgeschichtet wurde. Er füllt für den Kaiser ein blinkendes Gefäß mit den ersten Körnern, und dann ist der Rest des Hafers den Zuschauern verfallen, wie sich dieselben auch schon des rothen Tuches, über das des Kaisers Roß geschritten war, bemächtigen durften. Das gab ein Drängen, Drücken und Puffen, ein Schreien und Zanfen um die Beute!

Jetzt wendet sich die Aufmerksamkeit dem Erbtuchjeß zu, der, nicht minder reich geschmückt als der Marjhall, einer hölzernen Bude zueilt, worin schon seit einem Tage ein ganzer Ochse an mächtigem Spieße schmort. Der vornehme Reiter bringt von dort auf silberner Schüssel ein Stück des ungeheueren Bratens dem Kaiser, und sobald er die Bude verläßt, entspinnt sich ein hitziger Kampf des Volkes um den riesigen Ochsenbraten. Ja selbst die Hütte wird niedergerissen und Bretter und Balken gelten als gute Beute.

Aber dort kommt schon ein dritter Reiter in prunkender Kleidung: der Erbschenk füllt des Kaisers Pokal aus dem Brunnen, der schon lange die Neugierde rege gemacht. Den Brunnenstock krönt der Doppeladler des deutschen Reichs, und aus den geöffneten Schnäbeln entströmt nach der einen Seite weißer, nach der anderen rother Wein. Um den Brunnen entsteht nun wieder dasselbe Gedränge, wie um den Hafer und Ochsen, denn auch er wird der Menge preisgegeben.

Nun reitet der Erbschatzmeister daher und wirft mit vollen Händen Gold- und Silbermünzen unter die hauchende und um die Schätze sich raufende Menge.

Der Kaiser entfernt sich vom Fenster, um mit den Großen des Reichs, von Grafen bedient, des Krönungsmahls sich zu erfreuen. Auch die Menge verliert sich und stärkt sich für die kommenden Festlichkeiten. — Unter diesen nahmen früher die Turniere den ersten Rang ein. Auch sie wurden meist auf dem Römerberg abgehalten. Führten bei diesen glänzenden Fechterspielen in der Regel nur Ritter die Waffen, so kämpften doch später auch nicht selten Frankfurter Bürger mit; und als der Altbürger Peter Marburg sich einst vor allen auszeichnete, rief ein übermüthiger Pfalzgraf: „Wer ist der Lump, der so manchen Dank davon trägt?“

Der streitbare Bürger aber machte aus dem Schimpfeinen Ehren-Namen und nannte sich fortan Peter Marburg, genannt Lump.

Wenn ihr euch über die Festlichkeiten jener Kaiserkrönungen näher unterrichten wollt, so leset in Göthe's Wahrheit und Dichtung nach, in welchem Buche die Krönung Joseph's II. unübertrefflich geschildert wird.

Wir aber sagen dem Römerberg Ade, wenden uns nördlich und durchschreiten die s. g. neue Kräme, die uns an der Börse vorüber auf die Zeil, die schönste und breiteste Straße der Innenstadt, führt. Hier finden wir die glänzendsten Läden, und ich werde Mühe haben, euch von all den Herrlichkeiten, welche hinter mächtigen Spiegelscheiben ausgestellt sind, hinweg zu bringen. — Auf der Zeil herrscht ein so reger Verkehr, wie er sich nur in Großstädten wieder findet. Auf und ab wogt die bunte Menge den ganzen Tag, und inmitten der Straße rollen unaufhörlich die Wagen.

Der Haupthandelsartikel Frankfurts ist das Geld. Schon dem Fremden fallen die vielen Läden auf, in denen alle möglichen Geldsorten in Metall und Papier anliegen. Doch sind dies noch nicht die bedeutendsten Wechselgeschäfte der Stadt, und ihr würdet staunen, wenn ihr hörtet, mit welchen Summen in den ersten Bankhäusern gerechnet wird. Auch auf der Börse wird nur mit Geld und Werthzeichen gehandelt. Schon vor derselben hören wir den Tumult, den das aufgeregte Treiben im Innern verursacht.

So sehr heute die Zeil ein Bild großstädtischen Lebens vor uns entrollt, so wenig einladend war sie vor kaum 300 Jahren. Denkt nur, damals tummelten sich auf dieser Straße noch Schweine und Schafe herum! Nur die wenigsten Straßen der Stadt waren gepflastert, aller Unrath wurde ungestraft auf die Gassen geworfen. Als Maximilian II. 1562 gekrönt werden sollte, verlangte er vom Rathe der Stadt, daß derselbe erst vor des Kaisers Absteigequartier pflastern lasse! Uebrigens war es in damaliger Zeit nirgends viel besser bestellt. — Wie anders heute! Treffliches Pflaster erleichtert den Verkehr, wohlangelegte Canäle führen den Unrath aus der Stadt, durch eine kunstvolle Wasserleitung strömen von weit her die Gebirgswasser zu, und statt der finsternen Gassen der Altstadt entstehen mit jedem Jahre neue mit Grün umgebene breite Straßen, die Licht und Luft zulassen.

An das westliche Ende der Zeil schließt sich der Schillerplatz mit dem colossalen Standbilde unseres großen Dichters.

Indem wir südwestlich weiter schreiten, er-

reichen wir den Roßmarkt, einen großen freien Platz, an den sich nach Norden hin der noch freundlichere Göttheplatz anschließt. Wir wandeln am schönen Güttenbergsdenkmal vorüber unter grünen Bäumen der Statue entgegen, die von Schwanthaler modelliert, den Dichtersfürsten darstellt, dessen Wiege hier gestanden hat.

Ehrfurcht gebietend und doch mild schaut das Bild, das herrliche, hernieder.

Indem wir nun südwestlich den Bahnhöfen zustreben, nehmen wir unsern Weg über den „großen Hirschgraben“. Zur Rechten fällt uns bald ein Haus durch die hervortretenden oberen Stockwerke auf: in diesem Hause erblickte Göthe das Licht der Welt. Noch können wir die Räume betreten, in denen der aufblühende Knabe seinen ersten Studien oblag, wo er ahnungsvoll der untergehenden Sonne nachschaute, wo er beim Puppenpiel die ersten Gebilde seiner Phantasie in dichterische Worte zu kleiden suchte. — Nur zögernd entfernen wir uns von einem Orte, der uns verklärt wird durch die Erinnerungen an so vieles jedem deutschen Herzen Liebes und Theures.

Bald erreichen wir das Freie, und athmen auf in den herrlichen Anlagen, die wie ein breiter grüner Gürtel die ganze ältere Stadt umgeben. Früher befanden sich an dieser Stelle Befestigungswerke. Im Anfange unseres Jahrhunderts wandelte man dieselben in Gartenanlagen und Spaziergänge um, und verlieh so der Stadt ihre größte Zierde.

Vor uns liegen die drei Westbahnhöfe und wir staunen über die Menge der Schienenstränge, die sich hier kreuzen. Dort führt die Main-Weserbahn nach Norden, zu beiden Seiten des Mains nehmen Bahnkörper ihre Richtung nach dem Rheine; nach Süden führt die Main-Neckarbahn, und nach Osten dringt wieder die Locomotive auf beiden Ufern des Flusses vor; Localbahnen schließen sich überall an.

Ist es Zufall, daß sich hier so viele Schienenwege treffen? Gewiß nicht. Seht nur die Karte an, und ihr nehmt wahr, wie sich östlich und westlich vom Bogelsberg Niederungen, die den Verkehr erleichtern, bis nach Frankfurt ziehen und hier die Mainstraße kreuzen. Nach Süden aber öffnet sich die Main-Rheinebene und das Rheinthal, und so mußte hier ein Knotenpunkt von Bahnen wie früher von Straßen entstehen. Dies erklärt das Wort eines Geographen: „Hierher hätte eine Stadt gebaut werden müssen, wenn nicht Frankfurt schon vorhanden gewesen wäre.“

Wir suchen Erholung, indem wir lustwandelnd den Anlagen folgen. Zwar ist es auch hier leben-

dig von Spaziergängern; doch haben sie nicht die beunruhigende Eile all' derer, die ihren Geschäften nachgehend, uns in der Stadt begegneten. Dichtes Gebüsch, gewaltige Bäume, bunte Blumenbeete und saftige Rasenründe erfreuen unser Auge. Besonders bewundern wir einige Springbrunnen, die ihre Wasser zum Theil haushoch in die Luft schmelzen. Auch mehrere Denkmäler finden wir, die solchen Bürgern errichtet wurden, welche sich um die Stadt verdient machten. Zu diesen zählt freilich nicht der schelmisch lächelnde Kopf, der dort von einem Brunnen herab zu uns spricht:

Gefegnet soll der Trunk uns sein,
Das Wasser euch und mir — der Welt!

Zu unserer Rechten haben wir die Stadt; aber auch zu unserer Linken erheben sich wohlliche oft prachtvolle Häuser, die meist von Ziergärten umgeben sind, und noch weit in's Feld hinein ziehen sich neue Straßen.

Wir kommen zum Bockenheimer Thor, und folgten wir der Bockenheimer Landstraße, so würden wir zwischen herrlichen Gartenanlagen und Villen einherwandelnd zu dem berühmten und in seiner Schönheit und Großartigkeit nirgends übertroffenen Palmengarten kommen, dessen Prachtgebäude leider kürzlich durch Feuer sehr gelitten hat.

So weit führt uns unser Weg nicht. In den Anlagen weiter wandelnd gelangen wir zum Eshenheimer Thor. Hier stehen wir vor dem alten mächtigen Befestigungsthor und bewundern seine schönen Formen. Kennt ihr Simrocks frisches Gedicht vom Reuner in der Wetterfahne dieses Thurms? Wenn ihr gute Augen habt, so könnt ihr in der Fahne die neun Löcher, welche die Ziffer 9 darstellen, recht gut gewahren. Hans Winkelsee, ein Wilddieb, befreite sich der Sage nach dadurch vom Tode, daß er mit 9 Kugeln aus seiner trefflichen Büchse den Reuner in die Fahne schoß. Der Rath, der dem Wilddieb Leben und Freiheit versprochen, wenn er das Unglaubliche leiste, hielt Wort. Der in Sandstein gemeißelte Kopf am Thurm soll jenen Hans Winkelsee darstellen.

Indem wir unseren Weg weiter fortsetzen, kommen wir zum Friedberger Thor und zu dem Denkmale, welches König Friedrich Wilhelm II. von Preußen den Hessen, die hier siegend fielen, errichten ließ. Im Jahre 1792 hatte der französische General Custine Frankfurt besetzt. Preußen und Hessen rückten gegen den Feind, und den Hessen wurde die Aufgabe, das Friedberger Thor zu erstürmen. Während sie todesmuthig vordrangen, begannen Einwohner Frankfurts den Kampf im Innern der

Stadt gegen die Franzosen und so wurden diese überwältigt. —

Nun sind wir bereits in den östlichen Theil der Stadt und ganz in die Nähe des zoologischen Gartens gekommen.

Noch einmal überrascht uns ein Teich, der sog.

Rechneigraben in der Nähe des großartigen Heil. Geist-Hospitals, und bald eröffnet sich uns wieder der Blick auf den Mainfluß und eine neue prachtvolle Brücke. So haben wir die Stadt von drei Seiten umwandert, und ich darf euch nicht mehr zumuthen, Neues zu sehen, so gerne ich euch wenigstens noch in die werthvolle Bildergalerie des Städelschen Kunstinstituts und in das Senkenberg'sche Museum geführt hätte. —

Aber noch einmal sollt ihr mir folgen zu dem Aussichtspunkte jenseits des Mains, von dem wir ausgegangen: zwei Bilder der Erinnerung möchte ich euch noch vorführen.

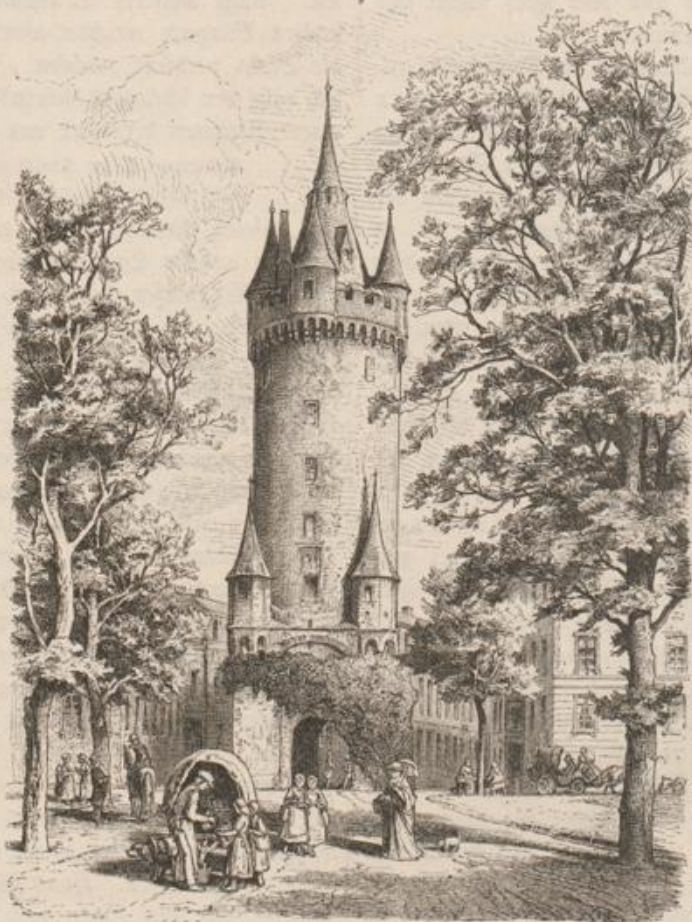
Es war eine schöne Augustnacht im Jahre 1867. Auch damals standen wir hier oben und sahen hinab nach der Stadt und gewahrten mit Grausen, daß der Dom in lichten Flammen stand. Ein furchtbar prächtiges Schauspiel! — Wer beschreibt den Schmerz des Frankfurters, der seinen „Pfarrthurm“ in Flammen aufgehen sah? Kurz vorher hatten die gewaltigen Stürme des Jahres 66 der selbständigen Reichs-

stadt Frankfurt ein Ende gemacht; nun brannte ihr Dom nieder! — Der anbrechende Morgen besahen eine jammernde Stadt, und gerade an diesem Morgen sollte König Wilhelm, zum ersten Male seit Frankfurts Einverleibung in die preussische Monarchie, die Stadt betreten. Das war kein fröhlicher Einzug.

Und wieder war es ein schöner Abend, der des 15. März 1871! Wieder sahen wir von hier aus Frankfurt in einem Flammenmeer strahlen, doch eine Glorie der Freude war es, in welcher die Stadt prangte: tausend und aber tausend Lichtlein verklärten jedes Haus, jede Straße und ihr Glanz wetteiferte mit den Sternen des Himmels. Vor einer Stunde hatte Kaiser Wilhelm, siegbekrönt von Frankreichs Schlachtfeldern zurückkehrend, seinen Einzug in der alten Reichsstadt gehalten, die ihn jubelnd in ihren Mauern empfing!

Der Feind, der unsere Freiheit und Ehre, unser theures Vaterland vernichten

wollte, war in ruhmvollen Kämpfen besiegt worden. Mächtiger und kraftvoller als je war der deutsche Kaiserthron wieder aufgerichtet worden. Einig und begeistert reichten sich alle Stämme des Vaterlandes zu unauflösbarem Bunde die Hand — die alte Krönungsstadt begrüßte jubelnd wieder einen deutschen Kaiser, den siegreichen Begründer und Schöpfer des neuen deutschen Reichs.



Der Eisenheimer Thurm.



Friesenfreiheit.

Ballade

von

Felix Dahn.

Original-Zeichnung von Ludwig Burger.

1.



Das war am heil'gen Ostertag, die Glocken gingen helle,
Zum Strande wallt mit leisem Schlag die blaue Meeres-
welle.

Ein milder Lenz durch's schöne Land der Friesen war er-
gossen,
Der Hageborn in Blüthen stand, der Glieder stand in
Sprossen.

In Dorf und Stadt mit Glodenschall zur Kirche zieht die
Menge
Und friedlich schmückt sich Markt und Hall mit jungem
Laubgehänge. —

Und als aus Mess' und Vitane die Bürger von Aurich
zogen,
Da standen dänische Ritter drei wohl unter'm Rathhaus-
bogen:

Der eine einen Sackel trug, eine Fahne trug der zweite,
Der dritt' ein Schlachtschwert lang genug — das war
ihr ganz Geleite.

„Ihr Friesen — so spricht von Dänemark der König Abel
der Nothe —
Sein Heer ist dreißig Tausend stark, ich aber bin sein
Bote:

Ein Schilling für jeden Friesenkopf soll in meinem Sackel
klingen,
Auf eures höchsten Thurmes Knopf soll meine Fahne
schwingen.

Und wollt ihr meinen Sackel nicht und mein Panier nicht
ehren,
Soll's vor dem dritten Mondenlicht mein langes Schwert
euch lehren!“

Ein Vaterunser lang schwiegen sie, vor Ingrim ob der Schande,

Der alte Eise aber schrie, der Richter war im Lande:

„Wir haben nur vom Sonnenlicht das Friesenland zu Lehen
Und fremde Königsfahnen nicht solln über'm Haupt uns wehen.“

Zu Johannes fraget wieder an bei der Lind' im Aurichthale,

Daß euch der Frieze Mann für Mann das Kopfgeld klingend zahle.“

Die Ritter sprenghen fort in Eil' mit Sackel, Schwert und Fahnen,

Die Bürger sandten den Heerespfeil hinaus auf alle Bahnen,

Den Eschenpfeil, getaucht in Blut, mit Federn schwarz und rothen:

Es kannten alle Friesen gut den blut'gen Kriegesboten.

Aus Dorf und Stadt im ganzen Land, da wurden sonder Weile

Nach Aurich freudig eingefandt viel tausend Antwortpfeile,

Viel alte Schwerter wurden rings von den Wänden da genommen,

Und laut durch alle Lande ging's: „Wohlan, sie sollen kommen!“

2.

Wo hoch die Heidenlinde stand bei Aurich auf der Wiesen,
Von jeher Recht und Urtheil fand das wadre Volk der Friesen.

Als diesmal stieg die Sonne zu Johannes aus dem Meere,

Schart sich das Volkshoer zu Gericht und Schlacht in guter Wehre.

Fernher die Dänenflotte schwamm, gleich schwarzem Raubgefliigel:

Die Friesen standen Stamm für Stamm im Kreis am Lindenhügel.

Eise, zwölf Schöffen um ihn her, das Recht mit ihm zu finden,

Statt mit dem Stab, saß mit dem Speer am Richtstein bei der Linden.

„Ihr Schöffen, weiset mir das Recht, weß Lehnsman ist der Frieze?“ —

„Der Frieze ist nur Gottes Knecht“ — einstimmig riefen diese.

„Ihr Schöffen, wessen Schatz und Bann sind pflichtig wir und fröhlig?“ —

„Die zehute Garbe Sankt Johann, Heerpflicht dem deutschen König.“

„Ihr Schöffen, schulden wir Zoll und Bann und Lehnspflicht sonst noch Einem?“

Die Schöffen aber Mann für Mann, „Nein“, sprachen sie, „sonst Keinem.“

„Nachbarn, da zieht der Däne her, will euer Urtheil schelten!“

Da schlugen sie an den Schild den Speer und schriegen: „Es bleibt gelten!“

3.

Indessen naht der Segelzug, und der Dänenfürst, der Rothe,

Stand mit der Rabenflagg' am Bug in seinem Königsboote.

Sein Krouhelm blitzt und sein goldner Schild, es wehn seine rothen Locken,

Und der Purpurmantel flattert wild um ihn her wie Feuerflocken.

Er taucht die Fahne leicht in's Meer, daß die Spitze kaum in den Sand drang,

Sie flatterte, wenig genezt am Speer, und er rief, indem er an's Land sprang:

„Auf den Thurm von Aurich, triefend noch, ich meine Fahne pflanze!“

Und hinter ihm schwangen die Dänen sich hoch aus den Schiffen auf eschener Lanze;

Se ein Ritter, ein Bauer, ein Knecht zugleich, „das Kleeblatt“ hieß es im Norden: —

Manch blutiger Tag, manch schönes Reich war so der Dänen geworden.

Der Ritter warf den langen Speer, den der Bauer ihm zwölfmal neute,

Mit dem Schild behend vor ihnen her der Knecht sing auf, was dräute. —

Doch Nachbar und Genosse stand beisammen im Friesenkeile,

Daß man, wie Leben und Herd und Land, jetzt Kampf und Sterben theile.

Sie fielen anfangs Mann für Mann vor der scharfen Dänenlanze,

Sie zielten umsonst nach dem Edelmann hinter seiner lebendigen Schanze.

„Ihr Nachbarn, schlagt den Ritter nicht, schlagt auf die andern Zweie,

Wenn Ein Blatt aus dem Kleeblatt bricht, verdorren alle
Dreie!“

So rief der kluge Volkemut, von Hunfingo gesendet: —
Da fiel den Dänen Glück und Muth, da ward der Tag
gewendet.

Es fielen Knecht und Bauer jetzt wie Garben vor dem
Schnitter,
Verloren war, ob unverlegt, der waffenlose Ritter.

Mit seinen kurzen Waffen drang der Frieser auf die Edeln,
Vor'm Keulenschlag das Helmdach sprang und der Knochen
in den Schädeln.

Das spitze Sachsenmesser drang durch Schuppenrock und
Schienen,
Erst Bauer und Knecht im Kleeblatt sank, dann der Ritter
über ihnen!

„Zu Roß, zu Schiff, die Heugste her!“ verzweifelnd die
Dänen schrien,
Nur der König stand im fliehenden Heer wie ein Fels und
wollt' nicht fliehen.

Sein Söhnlein ihm die Fahne trug, bartlos, doch muthig
tritt er,

• Nief stets, wenn er einen Friesen schlug: „Ich bin ein
Dänenritter!“

So standen treu zu ihrer Fahne die beiden Königseichen,
Und alle Dänen, die das sahn, die schämten sich zu
weichen.

Da drang der Niese Folkmut her durch den dänischen Lan-
zenrechen,

Der Königstrog verdros ihn sehr, er wollt' ihn blutig
brechen.

Die Fahne riß er aus der Hand dem Knaben, brach die
Stange

Und stieß die Spitze umgewandt ihm in die zarte Wange.
Da ward die Fahne vom Blute naß, wie erst vom Schaum
des Meeres,

Den König riß der Schwall fürbaß des entsetzten Dänen-
heeres.

Er sprengt' auf seinem schwarzen Roß in das Meer nach
seinem Boote,

Sein Purpurmantel im Winde floß, es wallte sein Haar,
das rothe,

Und hinter ihm wuten die Friesen in's Meer, sie hätten
ihn gern gefangen,

Von Pfeilen ward der Goldschild schwer, den er hatte am
Rücken hangen.

Und eh' er sprang auf's Schiff vom Roß, da kehrt' er sich
dränend zum Strande

Und in die Wellen den Speer er schoß, daß er zitternd
haftet im Sande.

Den ließen die Friesen stecken im Sand und sprachen:
„Er ist ein Zeichen!“

So weit soll Friesen-Recht und Land und Friesen-Freiheit
reichen.“

Räthsel von Friedrich Güll.

1.

Ich bin die dunkle Zeit, von der schweigt die Geschichte,
Nur Sagen, Märchen sind die einzigen Berichte,
Inschriften, fast verwischt, Bauwerke längst verfallen,
Hier Königsburgen und dort Göttertempelhallen.

Mit n statt r bin ich die ungelegne Stunde,
Zur Arbeit unbequem, genehm für keine Kunde.
Am Abend längst zu spät, am Morgen stets zu frühe,
Dem Müßiggänger Tags hindurch voll Qual und Mühe.

2.

Mich hat der Busch, der Baum, mich hat die Nase,
Der hohle Zahn, ja sonst noch alles Uebel;
Such' mich nur nicht mit quälendem Gegrübel,
Leicht unter'm Boden findest du mich im Grase.

3.

Der Zweig hat uns im Frühling,
Freitags die Wassersuppe,
Uns hat ein jeglich Bildniß,
uns hat auch jede Puppe.
Wir sitzen dir im Antlig,
wir sitzen dir am Fuß;
Dann aber machen täglich
wir Schmerz dir und Verdruß.

4.

Ein muthwillig laun'ger Kobold bin ich,
Witzig stets, oft scheinbar hinterfinnig;
Lieb' es nicht, die Kinder blos zu necken,
Spiele selbst mit Greisen noch Verstecken.

Auflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Herz, Scherz, Schmerz.

2. Das B und b.

3. Der Berg.

Geschenke der Urwelt.

Von

A. Hofmann und Hermann Wagner.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



Wahr! — wie faust der kalte Nordwind da draußen über die weißen Schneefelder! Die Tage sind kurz; früh bricht die dunkle Nacht herein und treibt die Menschen in die Wohnungen. Wohl dem, der da ein trauliches Heim, eine warme und erleuchtete Stube hat, welche ihm die Schrecken des Winters verschoncht und ihn mit den Seinen ungestört arbeiten und spielen, lesen und studiren und von dem künftigen Frühlinge träumen läßt.

Ihr, meine jungen Freunde, erfreut euch ja dieser heimischen Behaglichkeit an den langen Winterabenden; im Ofen braust das Kohlenfeuer und die blanke Petroleumlampe erhellet auf's freundlichste euer Zimmer. Habt ihr es auch schon bedacht, daß Licht und Wärme für den Menschen sowie für das Gedeihen alles Lebens zwei unentbehrliche Güter sind? Im Sommer strömen sie uns beide von der Sonne zu; wie aber wollten wir den langen Winter überdauern, wenn uns kein Ersatz für das alsdann unzureichend wirkende Sonnenlicht gegeben wäre? Unsere Wälder, die früher ausschließlich das Holz zum Brande lieferten, sind zu sehr gelichtet, als daß sie den Bedarf noch darreichen könnten, und auch das Brennöl, das wir ehemals aus Pflanzensamen (Rübsamen, Lein etc.) bereiteten, hatte so mancherlei Uebelstände, daß ein Ersatz für dasselbe in hohem Grade wünschenswerth erschien.

Nun, Gott Lob! — wir haben ja Steinkohlen und Steinöl (Petroleum), zwei unschätzbare Gaben, die uns die Natur aus ihren wohlgefüllten unterirdischen Vorrathskammern darreicht. Ja, tief im Schoße der Erde, da liegen viele kostbare Schätze aufbewahrt, aber von allen diesen Geschenken der Unterwelt wollen wir jetzt nur die eben genannten näher betrachten, die für die Menschen wichtiger als Gold und Edelsteine geworden sind.

Bei der außerordentlichen Bedeutung, welche die Steinkohle für uns gegenwärtig hat, liegt die Frage sehr nahe: auf welche Weise sind jene mächtigen Vorräthe tief in der Erde entstanden? Die Antwort hierauf läßt sich ziemlich sicher finden, wenn man die Vorgänge der Gegenwart genauer betrachtet, die kohlenähnliche Bildungen liefern. Andererseits

könnte man auch sagen: die Steinkohlen haben ihre Geschichte selbst für uns niedergeschrieben, indem in den Thon- und anderen Erdschichten, welche die Kohlenflöße begleiten und durchsetzen, sich vielfach Ueberbleibsel jener Gewächse wohl erhalten vorfinden, aus denen die Kohlenlager entstanden sind.

In den Torfsümpfen unserer Heimath, besonders Norddeutschlands läßt sich bei der Gewinnung des Stechtorfes sehr gut die Umwandlung der Torfmoose und anderer Sumpfpflanzen in braunen und schwarzen Torf verfolgen, je tiefer man gräbt. Die untersten Schichten gleichen mitunter einer schwarzen Schlamm- masse und werden durch Baggermaschinen zu Tage gefördert. Dergleichen Baggertorf, mittelst starkem Druck zusammen gepreßt, giebt einen Preßtorf, der gewissen Braunkohlenarten sehr ähnelt.

Die Braunkohlen ihrerseits zeigen ebenfalls eine reiche Stufenleiter von Formen. In großen Sumpfwäldern, wie z. B. in Louisiana, stürzen die alten Bäume, sei es durch Alterschwäche oder durch Stürme, in den Schlammgrund. Vom Wasser völlig bedeckt, vielleicht gar von Schlamm- und Erdschichten überlagert, faulen sie nicht, sondern verwandeln sich allmählig in eine braune Masse, die manchen Braunkohlenarten gleicht. In mehreren Braunkohlenlagern unsrer Heimat zeigt die Kohle noch so deutlich die Holzbeschaffenheit, daß man sie mit dem Beile spaltet. Die Artstellung und vorgefundene Fruchtzapfen zeigen, daß es meistens Nadelholzwaldungen waren, die hier begraben sind. Harztropfen, die sich in Bernstein umwandelten, haben sogar als Einschlüsse Blätter und zarte Blüthenheile bis auf unsre Zeit gut erhalten, ja selbst Spinnen, Fliegen, Ameisen und ähnliche Kerbtbiere, die in jenen Wäldern lebten, uns überbracht. In andern Braunkohlenlagern sind die Stämme zu erdiger Masse zerfallen. Diese erdige Braunkohle nimmt aber durch starke Pressung (Briquets) ebenfalls eine Beschaffenheit an, welche jener sogenannten böhmischen Patentkohle täuschend ähnlich ist.

So wie vom Stechtorf und Baggertorf zur Braunkohle vielfach Uebergänge statt finden, so zeigt sich auch eine ganze Stufenleiter von Formen, welche die Braunkohle mit der Steinkohle vermitteln. Die Pflanzenreste und Abdrücke der Steinkohlenlager

machen es uns möglich, uns ein Bild jener längst vergangenen Zeiten zu entwerfen, in denen sie entstanden sind. Auch die Steinkohlenlager sind Ueberreste von Sumpfwaldungen, die jedoch aus Gewächsen zusammen gesetzt waren, welche von unsern gegenwärtigen sehr abweichen. Manche der ältesten Lager, die den sogenannten Anthrazit liefern, mögen vielleicht auch Meerestangen ihre Entstehung verdanken.

Die beigegebene Abbildung führt uns eine solche Waldung der Vorzeit vor Augen, wie sie die Phan-

Unter ihnen wucherten niedere Farnbüsche und bedeckten weithin den Boden mit ihren zierlichen Wedeln. Bald stritten sie um den Raum mit baumartigen Bärlapparten (Lycopodiaceen) und Schachtelhalmen (Equisetaceen), oder wurden von mächtigen Schuppenbäumen und Siegelbäumen (Sigillarien oder Stigmarien) mit regelmäßig genarbten Rinden überragt.

Jene Waldungen der Steinkohlenzeit hatten ein völlig anderes Aussehen als die unsern. Sie waren zwar reich an zierlichen Blattformen, welche in der



tafie des trefflichen Zeichners aus den erwähnten Ueberbleibseln hergestellt hat.

In den Sümpfen und Mooren der Urzeit wucherten zunächst Algen, Mooße und Schachtelhalme in großer Menge, die beim Absterben den geeigneten Boden für größeren Pflanzenwuchs (den Humusboden) lieferten.

Die Waldungen, aus denen sich die Steinkohlen bildeten, bestanden zum größten Theil aus Farnbäumen mit schlanken, bemoosten, wohl 20—30 Meter hohen Stämmen und 3—5 Meter langen und fast 2 Mtr. breiten Wedeln, die sich in schön-geschwungenen Bogen nach allen Seiten herabneigten.

Deutsche Jugend. XIII.

ewig grauen und dichten Dunsthülle jener Zeit, die nie ein heller Strahl der Sonne durchbrach, sich hin und her wiegten.

Vergeblich sucht man aber in den Ueberresten jener untergegangenen Pflanzenwelt nach einem Gewächs, das eine Blüte oder eine genießbare Frucht erzeugen konnte. Alle jene Bäume, Sträucher und Kräuter gehörten zu den blütenlosen oder kryptogamischen Gewächsen. Von den Zweigen jener Bäume ertönte kein lieblicher Vogelgesang; kein trauliches Gezwitscher, kein Schrei eines Thiers erfüllte die dumpfe Luft: denn die Vögel und alle höheren Geschöpfe hatte der Allmächtige noch nicht in's Dasein gerufen,

da die Natur noch keinen passenden Aufenthalt für sie bot. Nur einzelne kriechende Thiere (Amphibien) hausten in den Sümpfen und feuchten Wäldern.

Wie lange Jahrhunderte jene Farnwaldungen die Landschaften überwucherten, in denen gegenwärtig die Steinkohlenlager sich finden, läßt sich zwar nicht genau sagen, wohl aber kann man aus der bedeutenden Dicke mancher Kohlenflöße mit Sicherheit schließen, daß sehr lange Zeiträume nöthig waren, ehe jene Schätze abgelagert wurden. Hierzu kommt, daß häufig die Kohlenflöße zu mehreren über einander liegen und durch andre Erdschichten von einander getrennt sind. Es folgt daraus, daß an derselben Stelle eben so vielmal Veränderungen des Bodens stattgefunden haben. Wahrscheinlich senkte sich der sumpfige Grund, welcher den ersten Wald trug, — die Meeresfluten strömten wieder über jene Gegend und führten Sand, Kies oder Thonmassen darüber. Später erhöhte sich der Boden wieder so weit, daß ein zweiter Wald sich darauf ansiedeln konnte. So viele Flöße sich vorfinden, so vielmal mag sich auch derselbe Vorgang wiederholt haben.

Zusammensetzungen des lockern Grundes und Anschwemmungen durch die Gewässer mögen hierbei eine wichtige Rolle gespielt haben, andererseits jedoch auch die vulkanischen Kräfte der Erde. So sind z. B. die Basalte und Trachyte der Rheingegend mehrfach bei ihrem Durchbruch mit Kohlenlagern in Berührung gekommen und haben bedeutende Umänderungen derselben veranlaßt.

So wie sich die Beschaffenheit der gesammten Erdoberfläche änderte: das Verhältniß des festen Landes zum Meer, das Emporsteigen gewaltiger Gebirge (wie der Alpen) oder das Verwittern und Abschwemmen der letztern, so änderte sich auch in derselben Gegend das Klima — in Folge dessen auch die Pflanzenwelt.

Auf die blütenlosen Farnwälder der Steinkohlenzeit folgten die Nadelholzwaldungen der Braunkohlenperiode — auf diese endlich, nach mancherlei zwischentliegenden Formen jene der Gegenwart.

Aus jenen begrabenen Land- und Wasserpflanzen, aus jenen untergegangenen Wäldern, die schichtweise übereinander geflüßt wurden, sind unsere Steinkohlen vor Millionen von Jahren entstanden. Die untergegangenen Pflanzen enthielten, wie alle Pflanzengewebe noch heute, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff.

Unter Wasserbedeckung und bei Abschluß der atmosphärischen Luft konnte ein Verwesn der begrabenen Gewächse, ein Verwandeln derselben in Pflanzenerde (Humus) nicht eintreten. Die trotzdem

stattfindenden chemischen Vorgänge waren der Art, daß der Sauerstoff mehr und mehr entfernt wurde und nur Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff oder nur Kohle übrig blieben.

Noch gegenwärtig finden in den Kohlenflößen dergleichen Vorgänge statt; der entweichende Sauerstoff bindet sich mit Kohlenstoff zu Lustarten, welche der Bergmann als „böse Wetter“ oder Schwaden bezeichnet, da sie ihn zu ersticken drohen. Noch gefährlicher aber sind jene Lustarten, die aus einer Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff sich erzeugen, am brennenden Lichte sich rasch entzünden und als „schlagende Wetter“ schon manchem armen Bergmann das Leben geraubt haben. Bei jenen Veränderungen innerhalb der Kohlenflöße wird meistens auch merkliche Wärme erzeugt. In tiefen Steinkohlenwerken arbeiten die Leute der Hitze wegen fast nackt, ja es ist selbst vorgekommen, daß sich Kohlenflöße entzündeten und die Gruben deshalb zeitweise verlassen werden mußten. Der Druck, welchen bergerhohe anderweitige Erdschichten auf die begrabenen Gewächse ausübten, trug auch das Seine dazu bei, ihr Aussehen zu verändern und gewisse Umwandlungen herbeizuführen.

Kohlenlager sind in fast allen Erdtheilen entdeckt worden; in unserem Vaterlande finden wir sie in der Ruhrgegend, im Rheinland und Westfalen, bei Saarbrücken, Aachen, in Sachsen, Schlesien und Böhmen.

In Europa erfreuen sich außerdem besonders England, Belgien und einige Gegenden Frankreichs eines reichen Kohlensegens, und außer Europa ist vorzugsweise Amerika mit großartigen Kohlenlagern versehen.

So lagen denn diese Schätze, in der Tiefe der Erde zubereitet, viele Jahrtausende hindurch ungekannt und unbeachtet. Freilich, so lange die herrlichen Waldungen noch bestanden und den Menschen das Brennmaterial in reichem Maße lieferten, so lange war noch kein Ersatz für das Holz erforderlich. Erst im 10. Jahrhundert lernte man in Deutschland die bei der Stadt Zwickau in Sachsen zu Tage tretenden Kohlen kennen und benutzen, aber erst im Jahre 1519 suchte man sie bergmännisch zu gewinnen. Um diese Zeit fing man auch in England an, die Kohlen als Feuerungsmaterial allgemein einzuführen. Doch war es erst unserem Jahrhundert vorbehalten den Werth der Steinkohle recht schätzen und kennen zu lernen, als die Dampfmaschine überall zur Anwendung gebracht wurde und die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens sich als ein immer größeres Bedürfniß herausstellte. Da erst, als unsere Wälder

gelichtet waren und zur Beschaffung des erforderlichen Brennstoffes nicht mehr ausreichten, stiegen unsere Bergleute in die Erde, um die verborgenen Kohlenschätze an's Licht zu fördern. Eisenbahnen und Dampfschiffe führen diese heutzutage überall hin den Menschen zu. Doch, was spreche ich von Eisenbahnen und Dampfschiffen? Ohne Steinkohlen würden wir ja auch kaum diese Verkehrsmittel kennen!

Die geheimnißvolle, meist durch Steinkohlenfeuer erzeugte Kraft des Dampfes, fördert sie nicht auch selbst die verborgenen Schätze der Erde durch Dampfmaschinen zu Tage? — Treibt sie nicht Tausende von Maschinen in unseren Fabriken, um die Menschenkraft zu ersetzen und für etwas Besseres zu schonen? — Hilft sie nicht die Stoffe weben, mit denen wir uns kleiden, und die Werkzeuge fertigen, die wir täglich im Leben gebrauchen? Ja, da ist kaum noch ein menschliches Erzeugniß in unseren Händen, bei dessen Anfertigung die Steinkohle nicht thätig war; alle Erze und Metalle werden ja vorwiegend bei Kohlenfeuer geschmolzen und zum Gebrauche bereitet; jede Schmiedesse, die da flammt, wird mit unseren Kohlen gespeist. Aber auf Eins müssen wir hier noch hinweisen, darauf, daß aus der Steinkohle auch das Gas bereitet wird, das bei nächtlicher Dunkelheit die Straßen unserer Städte, die Kaufmannsläden, die Arbeits- und Versammlungsjale, die Theater, die Gasthäuser und Privatzimmer in größeren Ortschaften erleuchtet.

Das Leuchtgas ist jedoch für den gewöhnlichen Haushalt und besonders auch für kleinere Ortschaften immer noch ein kostspieliges Erluchtungsmittel; es konnte also das aus Rübsamen bereitete Del nicht erzeugen, noch vermochten Talg- und Stearinkerzen dem Uebelstande abzuhelfen.

Da griff die Steinkohle in einer Weise helfend ein, welche zuvor Niemand sich hätte träumen lassen. Sie lieferte fertiges Del, das aus dem Boden hervorquoll. So spaßhaft es uns dünkt, wenn Jemand mit dem Krug zum Quell oder Brunnen gehen wollte, um Wein oder Bier zu schöpfen, so wäre es vor kaum zwanzig Jahren den Menschen als ein Scherz erschienen, wenn einer aus dem Brunnen das Del fässerweise hätte holen wollen. Man hätte einen solchen Erzähler als Better Münchhausens angesehen — und doch findet gegenwärtig jedermann die Sache selbstverständlich.

Gänzlich unbekannt waren freilich Brunnen, aus denen Erdöl oder Steinöl (Naphtha, Petroleum) quoll, selbst im Alterthum nicht. Schon die alten Kulturvölker, d. h. diejenigen Völker, welche nicht mehr im rohen Naturzustande lebten, kannten

das besonders in Persien aus der Erde quellende Naphtha (Bergöl); und die „heiligen Feuer“ von Baku am kaspischen Meere, welche nur aus brennenden Naphthaquellen bestehen, sind seit uralter Zeit berühmt.

Die Alten gebrauchten das Naphtha schon zu allerlei Zerstörungsmitteln im Kriege, denn dieses war ein Hauptbestandtheil des viel angewendeten „Indischen“ und „Griechischen Feuers“. Auch bei den Römern und in den Kreuzzügen kam das furchtbare Feuer in Anwendung.

In Amerika war das Steinöl schon lange den Indianern bekannt, von denen es die europäischen Ansiedler kennen lernten und wohl auch schon Gebrauch davon machten. Den Werth der Gabe aber wußte noch niemand zu schätzen, denn niemand mochte ahnen, daß das Del in solcher Menge vorhanden sei, um fast der ganzen gebildeten Welt ein neues Licht zu bringen. Da ließ im Jahre 1857 ein kluger Kaufmann (W. M. Williams und Comp.) ein Bohrloch 21 Meter tief in die Erde treiben, und siehe da: ein mächtiger Strahl von Steinöl schoß aus dem Loch wie ein Springbrunnen hoch in die Luft empor. Er ließ das ansquellende Del in einem Behälter auffangen und zapfte nun täglich 4500 Liter Del aus der Erde. Das war eine glückliche That, die nicht lange auf Nachahmung warten ließ.

Es entstanden überall in den Delgegenden in Nordamerika, besonders in den Staaten Pennsylvanien, Neu-York, Virginien, Ohio, Kentucky, Michigan u. Delbrunnen, von denen die ergiebigsten täglich 500 Faß oder 91,000 Liter Del lieferten. Eisenbahnen wurden schleunigst nach den Deldistrikten gebaut, um das gewonnene Gut nun auch nach allen Orten Nordamerikas und nach seinen großen Hafenstädten zu schaffen, von wo es auf besonders dazu eingerichteten mit Zinkbehältern versehenen Schiffen nach Europa und in alle Welt versandt wurde. Freilich mußte das Del, das, wie es aus der Erde kam, viele flüchtige, sehr leicht brennbare Gase enthielt und dadurch in hohem Grade gefährlich war, durch Destillation d. h. Ausscheidung oder Verflüchtigung dieser gefährlichen Gase, zum Gebrauche für die Lampe erst zubereitet werden.

Die Nachrichten über diese wunderbaren Entdeckungen durchflogen bald die ganze Welt; doch scheute man sich anfangs noch vor der Anwendung des Deles, da mehrere große Unglücksfälle damit vorgekommen waren. Gibt es ja heute noch, ungeachtet der Reinigung, in ungeschickten Händen Veranlassung zu allerlei Unfällen. Die Menschen lernten

indessen bald die Scheu überwinden und mit dem Oele vorsichtig umgehen, und seit länger als zehn Jahren flammt überall in der Hütte wie in dem Palaste die krystallklare Steinöllampe, zumal nachdem der Preis des Oeles zu einer kaum geahnten Billigkeit herabgesunken ist. Wer möchte auch jetzt noch eine alte trübe Oellampe brennen, nachdem wir das hellstrahlende Licht des Steinöles kennen gelernt haben!

Auf den vielen Feldern, wo sonst der Oeljamen mit seiner schwefelgelben Blüte wuchs, da können jetzt Korn und Weizen oder sonstige dem Menschen zur Nahrung dienende Gewächse gebaut werden, und das Fett, das man früher zu den vielen Talgkerzen verwandte, kann nunmehr andern nützlichen Zwecken dienen.

Die Ausbreitung des Steinöls wurde dadurch noch besonders gefördert, daß man auch in anderen Welttheilen die dort lagernden unterirdischen Vorräthe entdeckte und nutzbar machte; selbst in unserer Vaterlande: in Bayern, Braunschweig, Hannover, Preußen u. hat man Oelquellen gefunden. Auch wird das Oel bereits zu vielen anderen nützlichen Zwecken: als Heilmittel, als Schutzmittel gegen viele schädliche Insekten und zur Herstellung von Farben mit Erfolg angewandt. Auch zum Heizen von Kochherden wird gegenwärtig Petroleum vielfach benutzt.

Es kann nun zwar kein Forscher zu jenen Entstehungsheerden des Petroleums hinabsteigen und die dabei stattfindenden Vorgänge an Ort und Stelle beobachten, verwandte Erscheinungen geben uns aber

auch hier Fingerzeige. Aus Braunkohlen destillirt man bei mäßiger Erhitzung reichliche Mengen Theer, der durch nochmaliges Destilliren in Paraffin, Solaröl, Benzin und ähnliche Stoffe zerlegt wird. Beim Herstellen des Steinkohlen-Leuchtgases werden ebenfalls ähnliche Körper als Nebenprodukt erhalten. Es sind keineswegs sehr hohe Hitzegrade nöthig, um in unterirdischen Steinkohlenflözen verwandte Vorgänge zu veranlassen. Man vermuthet deshalb — und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit — daß in Folge solcher langsamen, trockenen Destillation sich das Steinöl und die ihm verwandten Produkte in der Erdtiefe erzeugen und an solchen Stellen, welche ihr Entweichen hindern, gelegentlich in großer Menge ansammeln. Die Gase, welche gleichzeitig entstehen und welche sich in stark gespanntem Zustande befinden, treiben das Oel nach oben, sobald beim Bohren die feste obere Decke durchbrochen wird.

Die Sonnenwärme, welche vor Millionen Jahren von den Wäldern aufgenommen und in Form von Gewächsen aufgespeichert ward, — sie hilft jetzt im Winter unsre Wohnungen erwärmen. Das Sonnenlicht, das ebenfalls, in chemische Kraft umgesetzt, in den Kohlenflözen unendliche Zeiträume hindurch schlief, — es erleuchtet jetzt freundlich unsre Zimmer und Straßen.

Beim Verbrennen der Kohle und des Steinöls erzeugen sich Lustarten (Kohlenäure), die ihrerseits wieder unsren Waldungen zur Nahrung dienen und dadurch den Kreislauf schließen, auf welchem das Leben der Natur durch des Schöpfers Willen begründet ist.

Räthsel von Otto Sutermeister.

1.
Da wo ein Tuch es thut, wird's leicht zu klein,
Wo's eine Zeitung thut, da hört sie auf zu sein.

2.
Was der Bäckersmann verricht't,
Trägt mein Kindlein im Gesicht.

3.
Des Kindes liebster Name ist's mit a,
Mit e jedoch steht's als ein Feigling da!

4.
Sie macht dein Bett wie Schnee so weich,
Und läuft im eignen Bett zugleich.

5.
Was hier du säst, du wirst verkehrt es sehen
Als eine Stadt Arabiens auferstehen.

6.
Im Leibe dies, und auf dem Leibe das;
Von Seide dies, und das von Klee und Gras.

Auflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von Otto Sutermeister.

1. Weben. 2. Kamm. 3. Ausziehen. 4. Kreuzer. 5. Westen. 6. Fleder.

Knackmandeln

von Robert Löwike.

Ich bringe euch heute Knackmandeln von derselben Sorte, wie sie das November-Heft 1875 enthielt, Deciffrir-Aufgaben, und es gilt heute wie damals Chiffreschrift zu studiren und zu enträthseln.

Denkt euch, daß jeder einzelne Buchstabe des Alphabets durch ein Zeichen, eine Zahl oder einen anderen Buchstaben ersetzt wird, z. B. immer durch den folgenden, also a durch b, i durch j, z durch a, u. s. w. Dann würde man statt „Kom ist nicht in einem Tage erbaut worden“, erhalten: Spn jtu ojdru jo sjofu Abhf fscbvu kpseso. Oder wenn man jeden Buchstaben durch den vorhergehenden ersetzte, würde man statt „Uebung macht den Meister“ erhalten: Tdatmf lzbgz edm Ldhrjda.

Eine solche Schrift würde also zunächst wohl nur von denjenigen verstanden werden, welchen der Schlüssel zu dem dabei gebrauchten Alphabet bekannt ist. Aber sollte es denn ganz unmöglich sein, eine derartige Schrift zu enträthseln, ohne den Schlüssel zu kennen? Vielleicht schwierig, aber keineswegs unmöglich. Es ist auch durchaus nicht nöthig, daß man immer sämtliche Buchstaben*) des Alphabets durchrät, um den richtigen zu finden; sondern es gibt manchen Umstand, der beim Enträthseln einer solchen geheimnißvollen Schrift zur Abkürzung der Mühe und als Erleichterung und Hülfe beim Auffuchen des Schlüssels dienen kann.

Achtet wohl darauf, daß jedes kleine Wörtchen mindestens einen Vocal haben muß, und daß die Zahl der Vocale im Verhältniß zu der der Consonanten sehr klein ist. Wichtig sind auch die Umlaute ä, ö und ü, die großen und die kleinen Anfangsbuchstaben, so wie der Umstand, daß manche Buchstaben wie z. B. h, l, q, x, y, z, niemals als Doppelbuchstaben gebraucht werden können.

Die folgenden Knackmandeln werden euch Gelegenheit geben einzusehen, daß das Deciffriren, d. h. Enträthseln einer solchen Chiffreschrift, nicht schwer ist. Jede Nummer hat ein anderes Alphabet, aber jedes Alphabet

*) i und j sind hier als zwei verschiedene Buchstaben gerechnet.

einen constanten Abstand von dem eigentlichen, d. h. wenn statt a z. B. der fünfte darauf folgende Buchstabe, also f genommen ist, so ist auch statt b der fünfte darauf folgende Buchstabe, also g genommen u. s. w.

I.
Gtp ivvqu Jgykngp kuv gtp ucphvqu Twjgmknngp.

II.
Gtzi Lixiaqzghmsthyjs ajwijnwgjs lzvj Xnyhjs.

III.
Djzo Emrgtolo wkmrd uoizox Cymwob.

IV.
Pifmvpo qzmbzco idzco.

V.
Egle Jyib uhaqfr bge ylbepc.

VI.
Hffgbcpls pza bunzbfuf.

VII.
Wj reahai Hwvdaj angajjp iwj zaj Jvwnaj.

VIII.
Edwvna rbc mna fubcn Txlq.

IX.
Dre Xeht trug fb ynatr mh Juffre, ovf re oeovpug.

X.
Xyl Mwbvch nldan.

XI.
Evlv Svjve bnyive xlf.

XII.
Zme pg zuotf iurgef, pme ynz pud ftg, pme rgs' mgot wquzay Mzpadz lg.

Auflösung der Knackmandeln Seite 159.

I.
Ich hatt' einen Kameraden, einen zc.

II.
In einem kühlen Grunde da geht zc.

III.
Komm lieber Mai und zc.

IV.
Preisend mit viel zc.

V.
Der Mai ist gekommen, die Bäume zc.

VI.
Morgen muß ich fort von hier und zc.

VII.
Freiz hatte 4 Tauben von der billigsten, 8 von der mittleren und 8 von der theuersten Sorte.

VIII.
Die Zahlen lassen sich z. B. so vertheilen, wie es unsre Figur zeigt.

2	9	4
7	5	3
6	1	8

Die Entenmutter.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Kliner.

„Kinder, nein, was muß ich schau'n!
Soll ich meinen Augen traun?
Voller Angst und voller Sorgen
Such' ich euch den ganzen Morgen
Auf der Wiese, an der Scheuer
Und nun find' ich euch im Weiher,
Patschen, zappeln in der Fluth —
O du ungerathne Brut!

Lernte gadern, lernte giken,
Lernte scharren, kraxen, picken,
Kam nicht von der Mutter Seite —
Doch wie sind die Kinder heute!
Thunichtgute, Tagediebe!
Lohnt ihr so die Mutterliebe?
Schnatterinchen, Wackelköpfschen,
Schont ihr so die neuen Ködchen?



Alle müßt ihr ja versinken
Und verderben und ertrinken,
Kommt ihr mir nicht alle gleich
Aus dem tiefen Ententeich.
Hab' ich darum euch gebrütet,
Auserzoogen und gehütet,
Aufgefüttert liebevoll,
Daß ich das erleben soll?
O ich arm' geschlagnes Weib
Bebe ja am ganzen Leib.
Hört ihr, was die Mutter spricht?
Doch die Kinder hören nicht.

„Nein, was hat man heutzutage
Mit den Kindern doch für Plage!
War doch auch einmal ein Küden,
Aber brav in allen Stücken:
Folgte meiner guten Mutter,
Suchte selbst mein Krümchen Futter,

Schont ihr so die gelben Mätschen,
Watschelbeinchen, Zappelfrischen?
Schneiegelpuz, dort auf dem Stein,
Läßt du gleich das Patschen sein?!
Alle kommt ihr jetzt heraus!
Sonst wird noch ein Unglück draus.
Hört ihr, was die Mutter spricht?“
Doch die Kinder hören nicht.

All ihr Gidern, all ihr Gadern,
All das Schelten unsrer Wadern
Ach versteh'n die Kleinen nicht,
Da die Gute „Hühnrisch“ spricht,
Und die Watschel von Natur
Halt versteh'n das „Entsche“ nur.
Folgen drum dem Ententriebe,
Doch der Henne Mutterliebe
Macht die Alte dafür blind,
Daß die Küchlein — Enten sind.